Bibl. Mont.
766

766 Bibl. Mont.
16

Adam Oehlenschläger's

Schriften.

Sechszehntes Bändchen.

Druck und Papier
von C. Schumann
in Schneeberg.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Adam Oehlenschläger's

Schriften.

Zum erstenmale gesammelt

als

Ausgabe letzter Hand.

Sechszehntes Bändchen.

Novellen.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.

1830.

Inhalt.

Reichmuth von Adocht.
Das Gemälde.
Die Mönchbrüder.
Der Eremit.
Die Glücksritter.
Die Strafe nach dem Tode.

Reichmuth von Adocht.

Zu Cöln lebte im Jahre 1571 ein reicher Bürgermeister, dessen Ehefrau Reichmuth krank ward und starb. Sie hatten sehr glücklich mit einander gelebt; Reichmuth war noch sehr jung und schön gewesen, und ihr Eheherr hatte während der Krankheit nie ihr Bette verlassen. Sie litt nicht viel in der letzten Zeit ihrer Krankheit; aber die Ohnmachten wurden immer häufiger und dauerten immer länger, bis sie zuletzt nicht mehr aufhörten und sie verschied. Es ist bekannt, daß Cöln eine Stadt ist, die, was Andacht betrifft, sich in alten Tagen mit Rom vergleichen konnte; weßhalb man sie auch Roma germanica, oder civitas sancta geheißen. Es schien, als wenn sie in folgenden Zeiten durch Frömmigkeit das Unglück wieder gut machen wollte, der abscheulichen Agrippina Geburtsort gewesen zu sein. Man sah in vielen Jahren weiter nichts als Priester, Studenten und Bettelmönche. Man hörte immer da mit den Glocken lauten, und zählt noch eben so viele Kirchen und Klöster, wie das Jahr Tage hat.

Die vornehmste Kirche, die Kathedrale St. Petri, ist eins der vortrefflichsten Gebäude Deutschlands, aber doch nicht vollendet. Nur der Chor ist gewölbt. Das Innere der Kirche besteht aus

vier mächtigen Säulenreihen, und ist etwas länger als der Strasburger Münster. Der Hauptaltar ist ein einziger schwarzer Marmorstein aus Namur an der Maas, längs des Rheins nach Cöln gebracht. In der Sacristei zeigt man einen Stab von Elfenbein, der dem Apostel Petrus zugehört haben soll. In einer Capelle steht ein silberner vergoldeter Sarg, mit den vermeintlichen Leichnamen der heiligen drei Könige.

In dieser Kirche ward Reichmuth von Adocht beigesetzt, als Braut geschmückt, in blumiger Seide, einen bunten Kranz auf dem Haupte, die Finger voll köstlicher Reife.

So ward sie in eine kleine Capelle im Keller unter dem Chore in einem Sarge mit gläsernen Scheiben hingesetzt. Mehrere ihrer Voraltern lagen schon da.

Der wackere Adocht, ihr Eheherr, hatte mit schweren Schritten seine Hausfrau zur Ruhestätte geleitet; die große Glocke im Thurme, von zweihundert und zwanzig Centnern, ihre erhabenen Trauertöne durch die weite Stadt verbreitet; die frommen Mönche, mit Gesang und Serpenten, mit Licht und mit Rauchwerk, hatten ein Requiem abgesungen von den großen Pergamentsfolianten, die im Chore auf den Notenstühlen aufgestellt waren. Jetzt lag sie da, blaß und lang, in der Hülle des Todes. Die ungeheure Uhr, die nur einmal im Jahre aufgezogen wird, die die Stunden des Tages und den Lauf der Sterne zeigt, war das einzige Bewegliche im stillen Gewölbe. Ihr eintönig lautendes Tiktak ertönte über die stillen Gräber, über die alten heiligen Bilder.

Es war ein stürmender November-Abend, als Peter Bolt, Todtengräber bei der St. Peterskirche, nach dieser prächtiger Begräbnißfeier nach Hause ging. Seine Frau hatte ihm ein Jahr

nach ihrer Ehe eine Tochter geschenkt; jetzt war sie wieder guter Hoffnung. Mit schwerem Herzen ging der arme Mann von der Kirche nach seiner stillen Wohnung, die kalt und feucht am Flusse lag, und dem Sturm im Herbste am ärgsten ausgesetzt war. Er wollte zu seiner Frau hineingehen, aber die kleine Maria, die in der Vorstube mit ihrer Puppe spielend saß, kam ihm entgegen. Vater, rief sie, geh nicht hinein! Der Storch ist gekommen, hat Maria einen Bruder gebracht, Mutter ins Bein gebissen; sie ist krank und liegt im Bette. — Kurz darauf kam seine Schwägerin und brachte ihm einen neugebornen gesunden Knaben. Seine Frau befand sich nicht wohl, und es wurden Anforderungen zu nothwendigen Ausgaben gemacht, die weit seine Kräfte überstiegen. In dieser Noth lief er hin zum Juden Isaak, der ihm in der letzten Zeit mitunter eine kleine Summe vorgestreckt hatte. Aber Bolt hatte nichts mehr zu verpfänden; er mußte seine ganze Hoffnung auf Isaaks Mitleid gründen, und das war ein schlechter Ankerplatz. Isaak hörte seine heftige, durch Thränen unterbrochene Bitte mit Geduld an. Als Bolt ausgesprochen hatte, antwortete er gelassen, daß er auf ein neugebornes Kind nichts verleihen könne, und daß Thränen und Seufzer ein schlechtes Pfand seien, das keinem ordentlichen Manne genüge. In gefühlloser Stumpfheit, zwecklos und verzweifelt, taumelte Bolt jetzt wieder nach Hause. Bei den reichen Prälaten war er öfters gewesen, sie hatten ihn mit unbedeutenden Almosen abgespeist, und nun durfte er da nichts mehr erwarten. Es war dunkele Nacht geworden; der erste Schnee fiel eben in großen Flocken schräge hin über den Domplatz. In diesem Taumel, ganz in sein Unglück versunken, verfehlte er den Weg über den Markt, den er doch so oft

gegangen, und ehe er es selbst wußte, stand er auf der Kirchentreppe, gerade beim Haupteingange des Doms. — Die Uhr schlug dreimal, das war dreiviertel auf Zwölfe. Plötzlich fuhr ihm ein Gedanke, wie ein Blitzstrahl, durch den Kopf. Er sah seine kleine Maria mit der Puppe spielen; — seine kranke Frau mit dem neugebornen Kinde an der ausgezehrten Brust im Bette liegen; — alsdann die todte Reichmuth im gläsernen Sarge, mit Edelsteinen an den Leichen-Fingern. — Wozu braucht sie die? dachte er. Ist es eine Sünde, die Todten zu berauben, um die Lebendigen zu erquicken? — In diesen Gedanken eilte er nach Hause; und nachdem er hundertmal auf dem Wege so und so beschlossen hatte, brachte das stille, verheimlichte Leiden seiner Frau ihn zum Entschluß. Er zündete seine Blendlaterne an, steckte den großen Schlüsselbund in die Tasche und ging. Unterweges schien es ihm, als ob die Erde unter ihm wanke; aber der Gedanke, daß es zu Hause noch schlimmer war, als hier, trieb ihn fort. Er tröstete sich mit dem schlechten Wetter, welches die Straße leer hielt, so daß ihn Niemand belauern würde. Auf der Treppe stand er wieder einen Augenblick stille, darauf faßte er Muth, steckte den Schlüssel in das alte Schloß, drehte mit dem gewöhnlichen Griffe, und jetzt stand er allein in der Kirche, nachdem er die Thür wieder angelegt hatte.

Mit welcher Herzensangst ging er durch das lange Schiff der Kirche. Er zitterte so sehr mit der Leuchte in der Hand, daß er jeden Augenblick fürchten mußte, das Licht würde auslöschen. Es schien ihm, als ob die ausgeschnitzten Cherubim an den Stühlen mit ihren Flügeln ihn an dem Rocke zurückhalten wollte. Er hatte von einem Menschen gehört, der in die Kirche gegangen war, um sei-

nen Muth zu zeigen; er wollte zum Zeichen, daß er da gewesen, sein Messer in einen Sarg stoßen; unvorsichtigerweise hatte er auch den Rockschoß durchbohrt, und da dieser ihn zurückhielt, sei er vor Schrecken todt umgefallen. „Du mußt deine Furcht zähmen; es ist alles Einbildung! Es ist dein wallendes Blut, das dich betrügt! Hundertmal bist du hier des Nachts gewesen, und es ist dir nichts zugestoßen!" Alles dieses sagte er sich selbst; es machte ihn aber nicht muthiger. Es dünkte ihn ein eitler Laut der Lippen, obschon er es nur dachte, und sich wohl hütete, laut zu sprechen.

Jedesmal, wenn er mit der Leuchte an einer Altartafel vorbeikam und die Bilder beleuchtete, schien es ihm, als ob die ernsten Gesichter drohende Mienen machten. An einem Bilde sah man die Hinrichtung des Apostels Petrus. Das Haupt gegen die Erde gekehrt und die Füße gegen den Himmel gewandt, hing der Heilige da am Kreuze. Das Blut sank ihm ins ausdruckvolle Gesicht, und die Silberlocken fegten den Staub. In diesem Augenblick glaubte Bolt die Sekundenschläge der Glocke stärker zu hören. — Er wich zurück. Gott! dachte er, was du ein Sünder bist! Der heilige Petrus starb so demüthig seinen schmerzlichen Tod für Jesus; und du verräthst ihn. Jetzt krähte der Mitternachtshahn draußen, und es rann Bolt in Sinn, wie Petrus seinen Erlöser dreimal verläugnet, ehe der Hahn zweimal gekrähet hatte. — Er war doch auch ein Mensch, dachte Bolt, und hatte keine Johanne, keine kleine Maria, kein neugebornes Kind zu versorgen. — Dieser Gedanke gab ihm Muth. Er ging am Hochaltar keck vorbei, öffnete die Chorthür, stieg die Treppe hinunter, schlich sich durch den langen, schmalen Kellergang, mit Begräbnissen zu bei-

den Seiten, machte Reichmuths Capelle auf — und jetzt stand er ihrem Sarge gerade gegenüber. Da lag sie blaß und gelb. Er glaubte schon einen unangenehmen Leichengeruch im Gewölbe zu spüren. Der Flitter in ihrem Haare und die Ringe an ihren Fingern glänzten seltsam im schwachen Leuchtenschimmer. Er wollte den Deckel öffnen, fuhr aber zurück. Es schien ihm, als ob die Todte ihr Gesicht verzöge. Hätte ich nur Zeit, dachte er, so wollte ich doch lieber etwas aus den andern Särgen nehmen. Die Zeit hat das Menschliche an diesen Mumien vertilget! Man bringt ja ohne Gewissensangst Mumien von Egypten. Die lange Zeit hat das Recht des Todten und die Ehrwürdigkeiten der Leichen aufgehoben. Doch — dachte er wieder — diese sind Christen, meine Brüder und Freunde. Die Egypter sollen ihre Grabmäler selbst in großer Ehre halten; es sind nur ihre Feinde und Fremde, die sie öffnen und plündern. Die Scheu davor, sich lange an diesem schlimmen Orte aufzuhalten, gab ihm Thatkraft. Reichmuths Sarg schien ihm zum Oeffnen der leichteste, er wollte ihn mit einem Brecheisen aufmachen, aber es ging nicht so leicht. Die gläsernen Scheiben waren zu klein, und drinnen mit Eisendraht versehen. Er mußte das Holz von außen spalten. Während es krachte, floß ihm der kalte Schweiß übers Gesicht. Dieser Laut überzeugte ihn mehr, als alles Uebrige, daß er ein Kirchenräuber sei. Vorher hatten ihn nur die Umgebungen angst gemacht; jetzt fing er an vor sich selbst zu erschrecken, und er hätte ohne Zweifel Alles aufgegeben, wäre nicht das Schloß plötzlich aufgesprungen, indem er eine Feder drückte. Hurtig sah er zurück, als wenn er den wahrnehmen wollte, der hinter ihm stand und ihn belauerte. Als er Niemand sah, fiel er auf seine Knie, erhob seine Hände und seufzte:

„Heilige Todte! vergib! Du brauchst nichts von diesem Schmucke, und ein einziger Stein davon vermag eine arme lebendige Familie glücklich zu machen. Es war ihm, als ob die Todte bei diesen Worten freundlicher aussah. Beherzt ergriff er nun ihre Hand, einen der Ringe abzuziehen. Was schildert seinen Schrecken, als die Leiche seine Hand mit kalten Fingern umfaßte, und sie fest um das Handgelenke drückte. Mit einem Geschrei machte er sich los. Er hatte nicht so viel Besonnenheit, die Leuchte mitzunehmen. Angst findet den Weg im Dunkeln. Als ein Hase fuhr er durch den Gang der Capelle, durch das Chor, und wäre ohne Zweifel glücklich hinaus gekommen, hätte er nicht in der Eile den großen, sogenannten Teufelsstein vergessen, der mitten in der Kirche liegt, der Sage nach, vom Teufel durchs Gewölbe geworfen. So viel ist gewiß, er ist vom Boden heruntergefallen, und man zeigt noch das Loch droben, wodurch er gefallen ist.

Gegen diesen Stein taumelte der unglückliche Bolt, eben wie die Glocke ihre zwölf tiefen Schläge vom Thurm herab brummte; und unbewußt stürzte er zur Erde. Als er aus seiner Ohnmacht erwachte und vernahm, daß Niemand ihn verfolgte, gab die Furcht ihm Flügel. Jetzt eilte er zur Kirche hinaus, über den Markt, gerade nach des Bürgermeisters Hause. Er war sich nichts bewußt, als seine Sünde, und sah keine Möglichkeit, der Rache der Todten zu entgehen, als durch eine Beichte.

Er mußte lange klopfen, ehe die Thür aufgemacht ward. Das ganze Gesinde lag im tiefen Schlummer, nur der betrübte Adocht saß noch in seinem Canapee, wo er so oft mit Reichmuth gesessen. Ihr Bild hing im Schatten an der Wand. Bolts wiederholtes Klopfen weckte ihn endlich aus seinem wehmüthigen Traume. Er

ging hin, öffnete das Fenster, und fragte: „Wer ist da?“ — „Ach, gestrenger Herr Bürgermeister,“ war die Antwort, „ich bin's!“ — „Welches Ich?“ — „Peter Bolt, Todtengräber bei der St. Peterskirche. Ich habe eine Sache von äußerster Wichtigkeit zu entdecken, Herr Bürgermeister.“ Eine natürliche Gedankenverbindung von Reichmuth, dem Todtengräber von der Kirche, worin sie lag und dem wichtigen Geheimnisse, trieb Adocht fort, um so bald möglich mehr zu erfahren. Er nahm die Wachskerze, eilte die Treppe hinunter, und öffnete Bolten selbst die Thür. „Was habt Ihr mir zu sagen,“ rief er. Kaum war die Thür wieder zugemacht, als Bolt sich ihm zu Füßen warf, und seine Sünde gestand mit Allem, was vorgegangen sei. Adocht hörte ihm verwundert zu; sein Zorn war mit Mitleid vermischt. Er befahl Bolten, diese Sache zu verschweigen, da er sich sonst selbst ins größte Unglück stürzen würde. Selbst beschloß er gleich mit Bolten nach der Kirche zu gehen, um den Zusammenhang zu untersuchen. Allein Jener weigerte sich durchaus. „Ihr könnt mich lieber gleich zum Hochgerichte schleppen,“ rief er, „als daß ich zum zweiten Male den Frieden der Todten stören sollte.“ Adocht brannte vor Begierde, dahin zu gehen. Ein Funke der Hoffnung glühte in seinem Herzen auf. Mit einigen Thalern half er dem Todtengräber aus seiner dringenden Noth, und ließ ihn nach Hause gehen, um seine Frau zu trösten.

Jetzt rief Adocht seinen alten Hausknecht. „Fürchtest Du die Todten, Hans?“ fragte er ihn. „Nein, vester Herr Bürgermeister,“ war die Antwort, „sie sind lange nicht so gefährlich, wie die Lebendigen.“ — „Wagtest Du zum Beispiel wohl zur Nacht in die Domkirche zu gehen?“ „Wenn es von Amts wegen wäre, ja; sonst nicht. Man soll das Ehrwürdige nicht verspotten.“ „Glaubst Du an Ge-

spenster, Hans?" „Ja, Herr Bürgermeister." — „Fürchtest Du sie?" — „Nein. Ich halte mich an unsern Herrgott, der ist der stärkste." — „Willst Du mit mir in die Domkirche gehen, Hans? Ich habe einen wunderbaren Traum gehabt: es schien mir, als wenn meine selige Frau mir vom Kirchthurme über den Markt zuriefe." — „Nun ist Peter Bolt gewiß hier gewesen und hat Euch Grillen in den Kopf gesetzt. Diese Todtengräber sehen Gespenster alle Augenblicke." — „Zünde Deine Hornleuchte an, Hans! schweig' und folge mir. Ich befehle es Dir." — „Wenn Ihr es befehlt, gestrenger Herr Bürgermeister, so muß ich gehorchen, denn Ihr seid sowohl meine Herrschaft, als meine Obrigkeit." Jetzt zündete Hans ohne weitere Widerrede seine Leuchte an und folgte seinem Herrn.

Adocht trat mit schnellen Schritten in die Kirche hinein; Hans aber, der voran gehen und leuchten sollte, hielt ihn mit seinen Betrachtungen auf, so daß es nur langsam ging. Gleich beim Eingange beleuchtete er die goldenen Stäbe über der Thür, welche jedes Jahr durch einen neuen vermehrt werden, damit man sehe, wie lange der regierende Churfürst gelebt. „Das ist eine gute Einrichtung, gestrenger Herr Bürgermeister," sagte Hans; „man braucht nur diese Stäbe zu zählen, so erfährt man gleich, wie lange Zeit der gnädige Herr Churfürst uns sündhafte Menschen beherrschet hat." Die schönen Gräber von Kupfer und Alabaster mußte er auch erst beleuchten; er bat, sein Herr möchte ihm einige Inschriften erklären; kurz, er betrug sich wie ein fremder Reisender, der die Gelegenheit benutzt, um die Merkwürdigkeiten der Kirche zu besehen; obschon er alle seine drei und sechszig Jahre

hier in der Stadt Cöln zugebracht und in der Zeit mehrere Male wöchentlich in der Kirche gewesen.

Adocht, der wohl wußte, es hülfe nichts, Vorstellungen zu machen, fand sich geduldig in die Wunderlichkeiten seines alten Hausfreundes, und begnügte sich damit, seine Fragen so kurz als möglich zu beantworten. So näherten sie sich denn nach und nach dem Hochaltare. Aber hier stand Hans plötzlich stille, und war nicht weiter zu bringen. — „Spute Dich!" — rief nun Adocht, der die Geduld zu verlieren begann, und dem das Herz von der unruhigsten Erwartung klopfte. „Alle guten Geister loben den Herrn!" murmelte Hans durch die klappernden Zähne, zitternd an dem Gürtel seinen Rosenkranz suchend. — „Was gibt es?" rief Adocht. — „Seht Ihr nicht, wer dort sitzt, gestrenger Herr Bürgermeister?" — „Wo?" — „Gott verzeihe mir's, da sitzt ja die gnädige Frau im langen schwarzen Mantel auf dem Altare, und trinkt aus dem Silberkelche. Jetzt richtete Hans die Laterne gegen die Erscheinung; und es verhielt sich wirklich so. Blaß saß sie da, im weit hinschwebenden dunkeln Gewande, und erhob die silberne Schale an ihre Lippen. Auch Adochts Muth fing zu wanken an. „Reichmuth!" rief er. „In Jesu Namen beschwör' ich Dich: bist Du es selbst, oder ist es Dein Schatten?" — „Ach," antwortete eine schwache Stimme: „Ihr habt mich lebendig begraben. Ich war nahe daran zu verschmachten. Aber diese Weintropfen haben mich erquickt. Komm herauf zu mir, lieber Adocht. Ich bin nicht todt, aber matt, und wenn nicht bald für mich gesorgt wird, sterb' ich." Hier eilte Adocht hinauf zum Altare und schloß die geliebte, wieder gefundene Frau in seine Arme.

Nachdem Volt entflohen war, hatte Reichmuth, im Sarge von

ihrem Scheintode erwachend, einige gräßliche Augenblicke zugebracht. Ehe sie ihrer noch recht bewußt geworden, hatte sie, durch die Armbewegung, das Licht umgeworfen, so daß es auslöschte. Sie schlug die Augen auf, und wußte nicht, wo sie sei? Sie tastete rund umher, aber statt warmer Betttücher, fand sie sich nur in dünne Seide gewickelt. Sie griff nach dem Haupte und entdeckte den goldenen Schmuck. Noch wußte sie nicht, was sie denken sollte. Es war dunkle Nacht. Als sie noch weiter umhertastete, entdeckte sie, daß sie in einem engen Kasten liege. Jetzt trennten sich die Schneewolken am Himmel, und der helle Mond stand dem einzigen kleinen Fenster des Gewölbes gegenüber. Nun sah Reichmuth zu ihrem Schrecken, wo sie war. Sie richtete sich empor, und erfüllte die Wölbung mit ihrem Geschrei. Die schauerlichsten Vorstellungen, lebendig begraben zu sein, vor Hunger und Durst zu sterben, ihre letzten Stunden zwischen gräßlichen Leichen zuzubringen, standen vor ihr. Die Thür war zugeschlossen. Der erschrockene Bolt hatte sie nach sich zugeschlagen. Sie wußte, daß man nicht vom Chore her ihr Geschrei hören könnte. Das Fenster saß hoch in der Mauer und wandte sich nach einem abgelegenen Orte hinaus, wo Niemand hinkam. Wahrscheinlich, glaubte sie, würde man in mehreren Tagen nicht nach der Grabstätte kommen; in der Zeit müßte sie verschmachten. Reichmuth rang ihre Hände. Mit Schaudern betrachtete sie die weißen, zinnernen Särge, die schwarz geräucherten Wände. Auf diese Blätter war es, wo sie ihre Leidensgeschichte schreiben sollte; die einzige Linderung und Zerstreuung vor ihrem scheußlichen Tode. Die Verzweiflung prägte sich auf ihrem blassen Gesichte aus. Sie fing an, vor Kälte und Entsetzen zu frieren. In dieser Noth suchte sie nach etwas, worein

sie sich wickeln könnte, und fand das schwarze Leichentuch, worin man sie auf der Bahre hergebracht. In dieses hüllte sie sich, und es war, als wenn der wärmere Zustand ihr neue Kräfte mittheilte. Der Mond schien sehr hell. In der schwarzen Hülle kniete sie vor das Fenster hin, und rief: „Heilige Mutter Gottes, die Du droben in der Kirche über dem Altar stehest! ich kann in diesem Augenblicke nicht vor Deinem geweiheten Bilde knieen. Aber Dein Antlitz ist hold und strahlend, wie der Mond. Ich stelle mir vor, daß Du es bist, die von Deinem Himmel zu mir herunter blickest. Heilige Maria! erlöse mich, rette mich!" — Nach diesem Gebete ging sie zur Thür und wendete ihre letzten Kräfte daran, den großen verrosteten Griff umzudrehen. Was schildert ihre Freude, als sie merkte, die Thür sei nicht zugeschlossen, sondern nur angelehnt. Jetzt eilte sie mit schnellen Schritten hinaus. Aber sie kam nicht weiter, als bis zum Hochaltare. Sie fühlte, Todeskälte durchzuckte ihr Gebein, und fürchtete wieder eine Ohnmacht. Zum Glücke erinnerte sie sich, daß der Priester gewöhnlich den Krug, worin man Wein zum Abendmahle brachte, hinter dem Altare stehen ließ. Sie arbeitete sich dahin, erhob den Deckel des silbernen Gefäßes, und fand eben so viel, als sie brauchte, um sich zu stärken. Sie fühlte das Leben wieder in ihre Adern zurückkehren. So fand sie ihr Eheherr. Nur einen Augenblick schauderte er zurück vor der sonderbaren Erscheinung; bald faßte er sich und erwärmte das geliebte Weib in seinen Armen.

Adocht traf die besten Veranstaltungen, um sie mit Vorsicht nach Hause zu bringen. Es war ihm ein Leichtes, die wahre Ursache der Rettung seiner Frau zu verbergen. Wie groß war seine Freude, als der Arzt den folgenden Tag versicherte, die gefährliche

Crisis sei überstanden und er brauche nicht für seine Reichmuth zu fürchten. Es war ihm nicht möglich, dem armen Volt böse zu sein, der aus so rührenden Ursachen Verbrecher geworden war. Allein Volt war selbst ein strengerer Richter, als der Bürgermeister. Er legte sein kleines Amt nieder, und wollte nie mehr als Todtengräber die Kirche sehen. Reichmuth sorgte für seine Frau, Adocht für ihn. Sie waren Beide Pathen seines Kindes. Welche Gefühle erfüllten ihre Brust, als Reichmuth, vierzehn Tage nach ihrer Errettung, an einem schönen sommerhellen Vormittage, den lächelnden Knaben aus der Taufe hob, unter dem Klange der Orgel, die Stühle mit grünen Tannenzweigen und Schaumgolde geschmückt, und alle Pulpitäre voll Einwohner der Stadt! Sie dankten der Vorsehung in ihren Herzen und beschlossen, den kleinen Knaben nie zu verlassen, dessen dürftige Geburt allein Reichmuths gräßlichen Tod verhindert hatte. So ward denn die traurige Leichenfeier plötzlich in eine freudige Kindtaufe verwandelt, mit Pauken und Trompeten, und der reiche Adocht sparte nicht seinen alten Rheinwein diesen Tag, sondern ließ ihn im großen Fasse auf dem Markte springen, zur Freude des Volks, das seine und seiner Frau Gesundheit mit wiederholten Glückwünschungen trank.

Das Gemälde.

Zwei Jünglinge studirten auf einer Universität im südlichen Deutschland. Ludwig, reich und von altem Adel, legte sich vorzüglich auf die Mathematik, weil sie zur Bildung des Kriegers wesentlich gehört. Sein Freund Siegfried studirte die schönen Wissenschaften. Seine Lieblingsbeschäftigung war die Malerei. In persönlicher Liebenswürdigkeit stimmten sie vollkommen überein, so verschieden übrigens ihre Anlagen waren. Gegenseitige Mittheilung war die Würze ihrer Freundschaft. Ludwigs todten Linien hauchte Siegfried oft einen lebendigen Odem ein; und oft bannte Ludwig Siegfrieds flüchtige Schattengestalten in seine Kreise. Hieraus gingen Wesen und Bestimmtheit auf beiden Seiten hervor, und die Jünglinge empfanden immer tiefer, wie viel sie einander waren.

Allein, so fest auch dies Freundschaftband geknüpft war, so sollte es doch durch eine unglückliche Begebenheit plötzlich zerrissen werden.

Erst neulich aus der glänzenden Hauptstadt des nördlichen Deutschlands gekommen, fanden sie es, der schönern Natur ungeachtet, doch hier etwas einförmig und langweilig. Etwas, woran sie sich doch immer ergötzten, war, am Sonntag-Nachmittage nach einem Gasthofe zu wandern, der, eine halbe Meile von der

Stadt, am Eingange eines Gehölzes lag. Alles, was Füße hatte, strömte dahin. Unter einem benachbarten Schirmdache tanzten dort Studenten mit Bürgertöchtern, Handwerksburschen mit Dienstmädchen. In einiger Entfernung, im Schatten der Bäume, saßen die Aelteren an saubern Tischen. Die Herren rauchten ihre Pfeifen bei einem Glase Wein; etwas Kuchen, ein Glas Milch oder Limonade ward den Damen vorgesetzt.

An einem solchen Tage lernten die beiden Brüder den Professor Treumann kennen. Ihm gefiel ihr Benehmen, von Zudringlichkeit und blöder Verlegenheit gleich entfernt; und ob sie sich zwar nicht verbergen konnten, daß sie von einem andern Magnet, als des Professors Gelehrsamkeit, angezogen wurden, so gaben sie sich doch Mühe, damit es nicht so scheinen möchte. Sie ließen sich mit ihm in ein weitläufiges Gespräch über die alten Volksfeste ein. Ab und zu nur, gleichsam zufällig, fielen ihre Blicke auf die schöne Mathilde mit den großen blauen Augen und dem kastanien-braunen Haar. Mit einer Handarbeit saß sie, neben ihrer Mutter und jüngeren Schwester, ihnen gegenüber.

Da der erste Schritt gethan, ward die Bekanntschaft wöchentlich fortgesetzt. Man wagte nun auch, sich mit Mamsell Mathilde ins Gespräch einzulassen, wenn der Vater nicht gegenwärtig war. Weder ihr noch den jungen Herren mangelte es an Witz; und diese schöne Blüthe der Geselligkeit brachte sie bald einander näher. Sie lernten sich unvermerkt kennen, indem sie sich scherzend über lauter fremde Gegenstände ausließen. Es dauerte nicht lange, so waren die beiden Freunde verliebt. Allein so aufrichtig sie bisher in allen Mittheilungen gewesen, so sehr suchte nun Jeder der Aufmerksamkeit des Andern zu entgehn. Insonderheit

sprachen sie immer von Mathilden mit angenommener Kälte. Allmählig stand Einer dem Andern mehr und mehr im Wege. Daraus entsprang üble Laune und Zwist. Auf Spaziergängen ging Jeder am liebsten allein, um dem Gedanken an seine Liebe ungestört nachhangen zu können. Wenn sie bei Treumanns zusammentrafen, ging der Erste, sobald der Letzte kam. Indeß konnten ihre Herzen doch eines Vertrauten nicht entbehren; und bald hatte Jeder sich einen Freund gewählt, eben unter jenen Renomisten, denen sie vor wenig Wochen noch so sorgfältig ausgewichen. Doch, obgleich sie Beide Mathilde anbeteten, so konnte sie ja doch nur höchstens des Einen Liebe erwiedern: und Siegfried war der Glückliche. Seiner Kunst verdankte er zuerst ihre nähere Bekanntschaft. Sie erlaubte ihm, ihr Bild zu malen. Siegfried hatte nun Veranlassung, das schöne Mädchen stundenlang ungestört zu betrachten. Der malerischen Anordnung wegen hatte er das Recht, ihre Kleidung zu bestimmen. Wenn er gleich sonst würde gezittert haben, sie anzurühren, so gab ihm doch jetzt sein gesetzlicher Beruf den Muth, selbst zuweilen ihr Haar umzuflechten, und ihren schildpattenen Kamm etwas anders zu stecken.

Bei dieser Gelegenheit lernten sie nun einander besser kennen, und es dauerte nicht lange, bis sie sich gegenseitig ihre Liebe gestanden.

Inzwischen hatte Ludwig, aus Furcht, sein Adel und Vermögen möchten ihn Mathilden verdächtig machen, um sie bei ihren Eltern angehalten. Treumann konnte diese Heirath nur als ein Glück betrachten, und versprach, mit seiner Tochter zu reden. Er begegnete ihr im Garten gerade, da sie ihn in ähnlicher Angelegenheit aufsuchte. „Tochter,“ begann der Alte, „es sind ein Paar

wackre junge Leute, deren Bekanntschaft wir in dieser letzten Zeit gemacht haben; besonders gefällt mir der Eine außerordentlich wohl." Mathilde war derselben Meinung. „Er liebt Dich, Mathilde; er hat bei mir um Deine Hand geworben." „Was hast Du ihm geantwortet, lieber Vater? „Nun, mein Kind, wenn Du nichts dawider hast" — Sie drückte seine Hand an ihre Lippen. Da sprang Ludwig hinter einem Gebüsch hervor, und warf sich ihr zu Füßen. „Mathilde!" rief er, „bin ich so glücklich? Sie lieben mich?" — „O Gott! so war es nicht gemeint," sagte Mathilde erbleichend, indem sie sich losriß. Der Vater eilte ihr nach, um den Zusammenhang zu erfahren. Nun trat Siegfried hervor. Ludwig stutzte; aber die Erbitterung löste seine Zunge. In der ersten Hitze stieß er beleidigende Worte gegen Siegfried aus, und war außer sich, da er ihn verließ.

Zum Unglück war einer von den guten Freunden, mit denen Siegfried in der letzteren Zeit Umgang gehabt, in einer kleinen Entfernung Zeuge des ganzen Auftritts im Garten gewesen. „Bruder," sagte er, „wenn Du ein braver Kerl bist, so kannst Du die Touche nicht auf Dir sitzen lassen. Die muß abgewaschen werden. Ich will aber Dein Secundant sein, und Du sollst keine andre Mühe haben, als die, Dich zu schlagen. Ich verstehe mich auf solche Dinge, und werde Alles aufs Beste einrichten."

Siegfried war sanften und friedlichen Gemüths; allein jugendliche Ehrbegier, und die Furcht, feige zu scheinen, übertäubte alle Bedenklichkeiten.

Als Ludwig am Abend nach Hause kam, lag eine Ausforderung auf seinem Tisch. Seine Freunde waren gleichfalls hoch erfreuet, und ermunterten ihn bei einer Mahlzeit, auf seine Kosten veran-

staltet, sich um nichts zu kümmern. Zwei Pferde wurden angeschafft, um im Nothfall den Sieger über die Grenze zu bringen.

Vor Sonnenaufgang begaben sich am folgenden Morgen beide Parteien nach einer abgelegenen Gegend des Waldes, wo die Studenten zu duelliren pflegten. Zuerst ward in einem benachbarten Wirthshause gefrühstückt. Sowohl Ludwigs als Siegfrieds Zorn verschwand gänzlich, sobald sie einander sahen. Ihre Gesellschafter dünkten sie Furien, von der Unterwelt ihnen zugesandt; zehnmal lieber hätten sie ihre Klingen gegen diese, als gegen einander gerichtet. Allein, der mystische Dämon, Ehre, verbot ihnen, ihre Gefühle zu äußern. Doch konnten sie sich nicht enthalten, ihre Gläser anzustoßen; und es war hohe Zeit, daß die Sekundanten sie trennten.

Die Sonne ging eben auf, und flammte am Horizonte wie eine blutrothe Kugel. Der kalte Thau lag bebend auf den Blättern. Es war, als ob die Natur darüber weinte und erröthete, daß ihr bestes Geschöpf seine Bestimmung verfehlte. Nur hie und da hörte man das klagende Gezwitscher eines Vogels; und tief im Thale erklang Schellengeklingel, wie Grabgeläute, von Geschirrwagen und Frachtpferden. Unter einem Baume standen Ludwigs und Siegfrieds muthige Rosse, und bliesen sichtbar ihren Athem durch die Nasenlöcher in die kalte Morgenluft. Ludwigs Pferd wieherte. Das legten ihm seine Begleiter als gute Vorbedeutung aus, und bezogen scherzend darauf die Geschichte vom Pferde des Darius Hystaspis, dessen Gewieher seinem Herrn Persiens Zepter erwarb.

Nun gingen die beiden Freunde auf einander los, und nach verschiedenen Gängen hatte Siegfried das Unglück, seinem Freunde

den Degen in die Brust zu stoßen. Ludwig fiel zu Boden. „Zum Teufel, Bruder!" rief der Sekundant, „Du hast ihm gegeben, woran er genug hat." — „Ludwig!" rief Siegfried, indem er sich zu ihm niederwarf; „lebst Du noch? Verzeihung! Versöhnung!" Ein dunkler Blutstral sprang aus der Wunde. Mit einem grausenvoll durchbohrenden Blick starrte Ludwig Siegfried an. Darauf sank er mit einer konvulsivischen Bewegung zurück. „Er ist todt!" murmelten die Umstehenden. — „So habe ich hier nichts mehr zu thun!" rief Siegfried mit einem Ausdruck, den die Meisten mißverstanden. „Lebt wohl, meine Herren; Ihr habt ins Feuer geblasen; genießt nun die Frucht Eures Sieges. Möge nicht einst Höllenfeuer Ludwigs Tod und Siegfrieds Verzweiflung rächen!" Mit diesen Worten schwang er sich auf sein Pferd, und sprengte davon.

Ludwigs Wunde war nicht tödtlich. Die einzige Linderung der trostlosen Mathilde war die Pflege des Verwundeten, den ihre Eltern ins Haus nahmen. Sie und ihre Schwester, Camilla, ein hübsches dreizehnjähriges Kind, warteten ihn so sorgsam, daß er durch ihre und des Arztes Hülfe bald genaß. Von Siegfried aber konnte man, aller Erkundigungen ungeachtet, nichts erfahren. Ludwig verließ nun die Universität und eilte nach Hause. Er trat in seines Königs Dienst, und suchte durch Beschäftigung den Verlust eines Freundes zu verschmerzen, der ihm seit jener unglücklichen Begebenheit doppelt theuer geworden.

So verstrichen drei Jahre, in welchen vergebens Briefe geschrieben wurden, und keine Nachricht von Siegfried einlief. Oft hatte Ludwig im Sinn gehabt, seinen Freund selbst aufzusuchen. Allein politische Unruhen, welche die Nothwendigkeit herbeiführten, ste-

hende Heere bereit zu halten, verwehrten ihm jede Abwesenheit. In dieser Zeit hatte er auch den Kummer, seinen Vater zu verlieren. Um seine doppelte Trauer zu mildern, beschloß er, da es die Umstände endlich zuließen, eine kleine Reise zu machen; und nun war seine erste Ausflucht nach der Universität, zur Treumann'schen Familie.

Kaum im Wirthshause abgestiegen, eilte er dem wohlbekannten Garten zu. Er wollte gerade ins Wohnzimmer hineingehn; allein da er an dem Lusthause vorbei ging, glaubte er Mathilden lesend auf einer Grasbank zu erblicken. Er konnte sich nicht genug über ihre Schönheit, und über ihr blühendes Aussehn wundern. Ihr Kummer schien keine Spur zurückgelassen zu haben. Etwas völliger nur war ihre Gestalt, als da er sie zuletzt gesehn; auch schien ihr Haar ihm etwas heller. Wie sie da lag, den Kopf auf den rundlichen Arm gestützt, mit dem wellenschlagenden goldnen Haare, das sich auf der Stirn scheitelte, um über die Schultern herab zu rollen, kam sie ihm leibhaftig vor wie Correggio's Magdalene. „Wie?" dachte er, „trauert sie nicht mehr um Siegfried? und vermag sein Unglück deine alte Leidenschaft nicht besser zu bezwingen?" Dieser Unruhe ward er aufs Angenehmste entrissen, als die Schöne ihr Gesicht vom Buche erhob, und er nun merkte, daß es die, um drei Jahr älter gewordne — Camilla war. Vor freudigem Erstaunen schrie sie laut, und sprang auf, da sie ihn erblickte.

Eben da er nach Mathilde fragen wollte, kam sie langsam und bleich, die Gartenallee herauf. Von ihrer Schönheit hatte sie nichts verloren; sie war weniger bezaubernd, aber desto anziehender geworden. Ihre Wangen blüheten nicht wie der Mittelpunkt

der Rose, sondern wie die großen, helleren Blätter, die sie umgeben. Hohl war ihr Auge nicht; aber es lag etwas tiefer, und gab der gewölbten Stirn Raum ihr gedankenvolles Gewölk darüber zu verbreiten. — Dagegen fand er die Alten ganz verändert. Sie konnten weder Camilla's Munterkeit, noch Mathildens Wehmuth theilen. Sie empfingen ihn mit der kalten, alltäglichen, Verstimmung, die einem gefühlvollen Herzen weher thut, als der starke Ausbruch wahrhafter Verzweiflung.

Aber bald änderte sich alles. Ludwig gewann Camilla lieb, und ihre Verbindung machte Alle froh, nur Mathilde nicht, die beim Anblick des glücklichen jungen Ehepaars ihren Verlust doppelt zu empfinden schien. Um sie zu zerstreuen, beschloß Ludwig, mit seiner jungen Frau und seiner schönen Schwägerin eine Reise zu machen.

Nach verschiedenen Ausflüchten rechts und links, mehr durch Laune und Zufall, als durch einen eigentlichen Plan bestimmt, treffen wir ihn mit seinen beiden Begleiterinnen an einem schönen Vormittage bei der Bergstadt Baden. Hoch über dem mit Tannen bewachsenen Felsen ragten die Ruinen des ehrwürdigen Stammhauses empor, und luden sie ein, dort zu verweilen. Ludwig war mit seiner Camilla umhergestreift, um die schönen Umgebungen mit den herrlichen Aussichten aufzusuchen, als Mathilde vorschlug, in die Höhle unter dem Schlosse hinabzusteigen, wo der Sage nach das heimliche Gericht im Mittelalter seinen grausenvollen Sitz gehabt haben soll.

Tief unter die Burg erstreckt sich die unterirdische Wölbung. Man zeigte ihnen die Oeffnung, wo der Angeklagte in einem Korbe mit verbundenen Augen, um des Weges unkundig zu blei-

ben, war hinabgewunden worden. Darauf eilten sie durch einen langen, dunklen Gang, der mit einer, aus einem großen, viereckigen Stein bestehenden, Thür endigte. Diese schloß so fest an, daß man, wenn man drinnen stand, nicht sehen konnte, woher man gekommen. Weiter hin war ein Loch. Hier stürzte der Verurtheilte in die Schwertarme der blutgierigen Jungfrau. Neben dem Richtplatz war die Halle der Richter; eine große, viereckige Wölbung. Im Hintergrunde eine Vertiefung in der Mauer, wo der Altar mit dem Krucifix gestanden haben soll.

In ernstes Schweigen vertieft standen unsre Reisenden da. Seltsam erhellten die rothen Fackeln die dunkle Höhle, grade so, wie vor fünfhundert Jahren.

„Viele," sagte der Führer, „zweifeln doch sehr daran, daß das heimliche Gericht hier gewesen. Aber wie dem auch sei, sollten Sie wohl glauben, daß, so grauenvoll dieser Ort ist, ein junger Mensch, vor drei Jahren, sich eine ganze Nacht hier aufgehalten; ohne Zweifel war er ein flüchtender Verbrecher, von Gewissensangst verfolgt. Wir verließen ihn am Abend; am folgenden Morgen fanden wir ihn nicht mehr."

Kaum hatte der Führer dies gesagt, als Ludwig, der mit seiner Fackel zur Altarwölbung gegangen, zufällig folgende Zeilen erhellte und las, die eine — ihm nur zu wohl bekannte — Hand in den Felsen gegraben:

Nun, Kläger, ruf' die Klage!
Nun, Rächer, schreie mir Dein Weh!
Ich vor der Folter zage,
Gern Alles ich gesteh'!

Kalt ist schon meine Brust wie Schnee.
Kommt! Endet meine Tage,
Ich wünsch' es mehr, als je.

Mit ihren scharfen Beilen
Die grause Jungfrau drunten blickt;
Hinunter möcht' ich eilen
An ihre Brust entzückt.
Und wenn sie mich mit Scheeren drückt,
Dann will ich ruhig weilen,
Enthauptet und zerstückt.

Wie Cain muß ich innig
Beweinen meine schwere That;
Verzweifelung gewinn' ich
Durch meinen Hochverrath.
Die Rache sich dem Bleichen naht!
Ein Brudermörder bin ich:
Die Reue kommt zu spat!

War ein Zweifel möglich, ob Siegfried diese Zeilen geschrieben? Ludwig las sie mit Entsetzen; er hütete sich wohl, sie laut Mathilden zu wiederholen. Nun hatte der Zufall ihn auf die Spur gebracht; allein diese Spur stand einzeln da, wie ein Fußtritt im Sande auf einer unbewohnten Insel, und erregte die Hoffnung nur, um sie gleich wieder zu vernichten.

Nachdem Ludwig den Führer vergebens ausgefragt, beschloß er nach dem dunklen Schwarzwalde zu reisen. Diese große, düstere Waldung, und ihre mit rauhen Tannen bewachsenen Felsrücken

dünkten ihm eine Gegend, welcher Siegfried nicht habe vorüber eilen können; dort hoffte er seinem edlen Wilde näher auf die Spur zu kommen.

Ziemlich spät am Abend erreichten sie ein Wirthshaus, wo sie zu übernachten beschlossen. Als sie Abends in der Gaststube um den Theetisch saßen, trat ein fremder, wohlgekleideter Reisender, mit einem Mantelsack auf dem Rücken, zur Thür herein. Freundlich grüßte er den Wirth, drückte ihm die Hand, und sagte: „Es freut mich, Herr Wirth, daß ich diese Nacht bei Ihnen zubringen kann. Die vorhergehende verstrich mir auf keine so behagliche, wenn gleich in Wahrheit auf eine sehr merkwürdige, Weise.“ Diese Worte weckten die allgemeine Neugier; und nun fuhr der Fremde also fort, nachdem er seine Pfeife an den Kohlen der Theemaschine angezündet, und sich an den Tisch gesetzt:

„Ich hatte gestern eine botanische Wanderung im Walde angestellt, und kam am Abend zu einem abgelegenen Wirthshause, ungefähr in der Mitte des Waldes. Das einzige gute Bett stand droben in dem großen altväterlichen, mit Schildereien angefüllten Saale. Der Aufwärter stellte zwei Lichter auf meinen Tisch und verließ mich. Ich machte es mir bequem, ging einige Mal in dem Saal auf und nieder, und ergötzte mich an dem Anblick der steifen Bildnisse, die an der Wand hingen. Da saßen verschiedne Helden aus dem siebenzehnten Jahrhundert mit Allongenperrücken über dem blanken Harnisch, und mit breiten Manschetten über den steifen Kampfhandschuhen. Die Damen waren fest geschnürt in Taffetkleidern; die runden, geschminkten Gesichter lächelten zierlich unter der gepuderten Frisur hervor; eine Rose oder einen Fächer hielten sie zwischen dem Daumen und dem Zei-

gesinger. Einige Stücke waren nachgedunkelt, so daß nur die Gesichter noch aus dem schwarzen Grunde hervortraten; fleißig genug ausgeführt, aber ohne Physiognomie."

„Es wunderte mich, unter allen diesen Stücken eins zu sehn, das umgekehrt an der Wand hing. Ich konnte den Grund nicht errathen, und kehrte es um. Wie erstaunte ich, als ich das Bild eines schönen jungen Mannes erblickte, welches anfangs zwar, wie andere Bildnisse, ruhig vor sich hin sah, mich aber, je mehr ich in den matt erhelleten Saal zurück trat, mit einer wunderbar grauenvollen Miene betrachtete. Als ich näher kam, schien mir das Gesicht aufs Neue weniger furchtbar. Allein, als ich mich niederlegen und mein Licht auslöschen wollte, fiel mein Blick wieder unwillkürlich dahin, und nun schien mir, als ob es mir mit einer verzweiflungsvollen, gräßlichen Miene drohete. Mein Herz schlug stärker, als ob ich mich an ihm versündigt. Ich war mir keines Vergehens bewußt; aber meine Phantasie war nun einmal erhitzt, und zu meiner Beschämung muß ich gestehn, daß ich mich weder ruhig ins Bett legen, noch mein Licht auslöschen konnte, bevor ich jene Schilderei von der Wand abgenommen, vor der Thür außen an die Treppe gestellt, und das Schloß hinter mir abgedreht."

„Am Morgen, als der Aufwärter mir meinen Kaffee brachte, hörte ich ihn außen vor der Thür lachen. „Hast Du nun wieder Leute erschreckt?" sagte er; „es ist doch wunderlich!" — „Ist Mehreren schon so beim Anblick dieses Bildes zu Muthe geworden?" fragte ich. — „Allen, die hieher kommen," sagte er; „das hat uns bewogen, es an der Wand umzudrehen. Warum ließen Sie es nicht so hangen, mein Herr?" — „Ihr habt gut

Fragen," war meine Antwort; „erst reizt Ihr der Leute Neugier, und wundert Euch dann, daß man sie befriedigen will." — „Die Wahrheit zu sagen," versetzte er, „so weiß mein Hausherr das sehr wohl; und er behält dies Stück eigentlich wie einen Magnet, der Gäste in sein Haus zieht. Denn obgleich alle Menschen davor erschrecken, so können sie doch nicht umhin, einander ihren Schreck zu erzählen; und die Menschen finden es angenehmer, bei etwas Außerordentlichem zu schaudern, als über etwas Alltägliches zu gähnen. Verschiedene Gäste sind zurückgekehrt, nur um das Stück noch einmal zu sehen."

„Ich hätte mich dort gern länger aufgehalten, um den Wirth auszufragen, wie er zu diesem Stücke gekommen? Da ich aber merkte, daß er Werth auf sein Geheimniß legte, und da ich mich, als ich das Bild am hellen Tage, und in Gesellschaft betrachtete, bei Weitem nicht, wie am Abend zuvor, erschüttert fühlte; so schrieb ich jene sonderbare Einwirkung mehr auf meine eigne, als auf des Bildes Rechnung, und setzte meinen Weg ohne Aufschub weiter fort."

Alle wunderten sich über diese Erzählung; doch Niemand mehr, als Ludwig, der dies mit demjenigen verband, was er an der Wand im heimlichen Gerichte gesehen hatte. Inzwischen wollte er weder Mathilde noch Camilla durch eitle Hoffnung täuschen; und obgleich diese auch auf manche Vermuthung geriethen, so vermied er doch so viel als möglich eine weitläufige Erklärung. Von der Reise ermüdet legte man sich zur Ruhe, und eilte am folgenden Morgen weiter. Es läßt sich leicht vermuthen, daß Ludwig den Weg nach dem sonderbaren Waldhause einschlug.

Gegen Mittag kamen sie an ein Nonnenkloster. Die Pförtne-

rin brachte den dürstenden Damen ein Glas Milch, und lud sie, an der Thür, so freundlich und gastfrei ein, daß sie Lust bekamen, ein paar Stunden dort zu verweilen. Dies kam Ludwigen wie gerufen, da er nun ganz ohne Zeugen sein Abenteuer verfolgen konnte. Er bat sie, sich nicht zu beunruhigen, wenn er etwa die Nacht ausbleiben sollte. Das versprachen sie, und trösteten sich damit, daß er nun Entschädigung für den Verlust einer Unterhaltung finden würde, wovon sein Geschlecht ihn ausschloß. Die Heiligkeit der Stätte, das Fromme, Stille, Romantische der Umgebung, gab ihnen ein gewisses Vertrauen zu seinem Vorhaben, und die Hoffnung eines glücklichen Erfolgs.

Ludwig wanderte nun allein; wie ein Robinson phantasirte er nun umher im dunklen Walde. Als ihn hungerte, setzte er sich unter einen kühlen Baum, und hielt dort seine mitgebrachte Mahlzeit. Dann nahm er wieder seinen Wanderstab, und richtete es so ein, daß er erst am Abend, in ziemlicher Dunkelheit, bei dem ihm beschriebenen Wirthshause anlangte.

Er klopfte an die Thür. Mit einem Lichte in der Hand öffnete sie der Aufwärter. Kaum hatte er das Licht gegen Ludwig gekehrt, und sein Gesicht beleuchtet, so ließ er, bleich wie eine Leiche, mit klappernden Zähnen das Licht aus der Hand fallen, und lief davon. Ludwig stutzte, faßte sich aber wieder und ging weiter. Als er in die Gaststube trat, fand er sie leer. Einige Augenblicke saß er da, und wartete. Als Niemand kam, ging er in ein Seitenzimmer. „Du Narr, hörte er da eine Baßstimme sagen, welche Grillen hast Du nun im Kopfe? Du jagst uns Allen Schrecken ein. Nun will ich mit meinen eignen Augen die Sache untersuchen.“ Zugleich öffnete der Redende die

Thür, eben da Ludwig mit dem Lichte in der Hand hereintreten wollte. „Es ist richtig! er ist es!“ rief ein dicker Mann, und schlug die Thür zu; „es ist um uns geschehen!“ Ludwig wußte nicht, was er von diesem seltsamen Benehmen denken sollte. Aber da er eine Thür zur Treppe offen stehn sah, eilte er hinaus, stieg die Treppe hinauf und ging hurtig in den großen Saal, um sich von der Ursache dieses wunderlichen Betragens, die er schon ahnete, zu überzeugen.

Kaum hatte er die Thür geöffnet, so erblickte er das umgewandte Gemälde an der Wand. Dahin eilen, auf einen Stuhl springen, es umwenden, und — sein eignes treuestes Conterfei erblicken, war die Sache eines Augenblicks. Wer es gemalt habe, blieb ihm nicht mehr zweifelhaft. Er stieg herab, ging und betrachtete das Bild in einiger Entfernung, und es starrte ihn wirklich mit einer so düstern, geheimnißvollen, drohenden Miene an, daß er im Begriff war, vor sich selbst zu erschrecken.

In solchen Phantasien stand Ludwig vertieft, als er plötzlich eine Menge Menschen die Treppe heraufkommen hörte. „Ihr müßt voran gehn, Bruder Martin,“ sagte die bekannte Baßstimme. „In guten Tagen habt Ihr Gutes in meinem Hause genossen; laßt nun sehn, was Ihr zur Zeit der Noth vermögt.“ „Seid unbesorgt, Herr Peter,“ antwortete der Andere. — „Es hat gute Wege.“ Ludwig sah die Treppe herab, und ward den wunderlichsten Aufzug gewahr. Voran ging ein dicker Mönch, einen Weihkessel in der einen, und ein Rauchfaß in der andern Hand. Ihm folgte der Wirth mit einem alten Schwerte, der Hausknecht mit einer Heugabel, und der Aufwärter mit einem Stiefelknecht. Die Wirthin und ihre Mägde beschlossen den Zug.

Sie selbst hielt einen Spinnrocken in der Hand; und die Mägde waren mit Besen, Durchschlag und andern furchtbaren Waffen gerüstet, als — den Mönch und den Wirth ausgenommen, die sich am Geländer hielten, — die ganze Armee Hals über Kopf niederstürzte. „Was bedeutet das?" rief Ludwig. „Seid Ihr Alle verrückt?" — „Nehmt das Rauchfaß, Herr Peter," rief der Mönch, „und werft Euer Schwert weg! Hier läßt sich nicht mit irdischen Waffen kämpfen!" Peter warf das Schwert von sich, und begann das Rauchfaß mit aller Macht zu schwenken. Indeß nahete sich der Mönch Ludwigen, und benetzte ihn mit einer Handvoll Weihwasser nach der andern, wobei er eine besondere Fertigkeit zeigte, es in der hohlen Hand zu halten, ohne einen Tropfen vorbei fließen zu lassen. „Hebe Dich hinweg, Du unsaubrer Geist" rief er, „und gieb Raum dem guten Geiste!" Ludwig sprang bei Seite, um nicht durchnäßt zu werden. „Ha!" rief der Mönch. „Es wirkt schon! Seht Ihr, wie er sich krümmt?"

„Meine Herren!" sagte Ludwig, „ich errathe die Ursache Eurer Furcht und Eures Eifers. Ihr seht mich für einen Geist an; und obgleich ich mich in Wahrheit auch für einen halte, so hoffe ich doch, Euch davon zu überzeugen, daß ich Fleisch und Blut, wie Ihr, bin. Zum Beweise erbitte ich mir je eher je lieber einige Lebensmittel. Mich verlangt nach einer Abendmahlzeit; und was ich verzehre, werde ich redlich bezahlen." Hier zog er seine Börse hervor, und ließ Goldstücke klingen.

Diese holdselige Musik entzückte des Wirths Ohr mehr, als wenn Pythagoras die Harmonie der Sphären hörte. Ihn schreckte ein Geist nicht, welchen hungerte, und welcher Goldstücke besaß.

— „Das muß ein leibhaftiger Mensch sein," sagte er dem Mönch; „bleib hier, frommer Bruder Martin, und examinire ihn ferner; ich eile indeß in die Küche, und bereite die Mahlzeit." — „Lauter Blendwerk und Teufelskniffe!" rief der Mönch. „Wißt Ihr nicht, daß der Arge Mammon im Ueberfluß hat und sinnlichen Genuß liebt?" Nun blieb Ludwigen nichts übrig, als hinzuzuspringen und den Mönch beim Arm zu greifen. „Nun so fühlt denn, Ihr abergläubigen Leute," rief er, „ob ich nicht ein Mensch mit Gliedmaßen bin, gleichwie Ihr?"

Es dauerte lange, bis es ihm glückte, sie zu überzeugen. Endlich konnten sie ihm doch den Glauben nicht versagen. „Mir ist es begreiflich, woher Eure Furcht kommt," sagte Ludwig; „dies wunderliche Bildniß ist wirklich meins. Kennt Ihr den Mann, der es gemalt hat?" — „Sollte ich ihn nicht kennen?" sagte der Mönch; „er ist ja eben Maler im Sanct Blasii-Kloster, woraus ich bin! Der arme Sünder hat einmal einen Mord an einem Freund begangen, der kein Anderer sein kann, als Sie, mein Herr, ob sie uns gleich durch Sophismen beweisen wollen, daß Sie noch leben. Von dem Augenblick an hatte er keine Ruh. Er entfloh. Aber, wo er ging und stand, war ihm, als ob ihn der Ermordete verfolgte; und so oft er nach Sonnenuntergang um sich blickte, stand das gräßliche Gesicht mit drohender Miene vor ihm. Es ließ ihm keine Ruh, bis er sich an seine Staffelei setzte, und die grausenvolle Erscheinung malte. Von dem Augenblick, da das Bild auf der Leinwand stand, verschwand das Gesicht; und nun hat er Frieden. Wir haben das Stück hieher gehängt, damit dessen Anblick ihn nicht quäle. Seit einem Jahre ist er sehr ruhig und freundlich; und nun bringt er

seine Zeit damit hin, unter uns zu leben, oder schöne Bilder für unsere Kirche zu malen."

„Vollkommen verstehe ich nun Alles," antwortete Ludwig. „Ich bin der Freund, den er getödtet zu haben glaubt; aber die Wunde veranlaßte nur eine lange Ohnmacht. Seitdem war es mir unmöglich, ihn aufzufinden."

Weder dem Bruder Martin noch dem Wirthe konnte nun irgend ein Zweifel übrig bleiben. Als die Mahlzeit gebracht ward, und Ludwig mit ungewöhnlichem Appetit speisete, ward der Letzte zumal vollkommen überzeugt. Ludwig bat sie, sich zu beruhigen und zu Bett zu gehn. Er selbst legte sich auf dem großen Saale zur Ruhe. Allein — besonders war es, daß er, da die Andern fortgegangen, und er da lag und bei seinem Lichte las, wieder aufstehn, und das Gemälde nach der Wand hin wenden mußte; so durchdringend und drohend betrachtete es ihn; und daß er selbst es war, vermehrte nur seine Unruhe. Man kann leicht denken, daß Ludwig am folgenden Morgen so früh als möglich zum Nonnenkloster zurück eilte, seine Freundinnen abholte, das Vorgegangene erzählte, und in größter Schnelligkeit nach dem St. Blasii-Kloster hinrollte. Zuerst mußte er mit dem Prior reden, und dieser würdige Mann konnte sich nicht genug über den glücklichen Ausgang der Sache freuen. „Dies trifft sich sehr erwünscht," sagte er; „denn schon vor vierzehn Tagen behauptete hier ein Reisender, daß Sie noch lebten; und obgleich Siegfried dies für eine Erdichtung seiner Freunde hielt, die ihn wieder zu sich locken wollten, so hat es doch einen Funken Hoffnung in seinem Herzen geweckt, und ihn auf die Freude vorbereitet, die ihn sonst zu plötzlich überraschen würde."

„Wo ist er?" rief Ludwig. — „Sie finden ihn in der Kirche," antwortete man; „dort bringt er seine Zeit größtentheils zu. Er bemalt uns die Kirchenwände mit den schönsten Gemälden; doch wählt er beinahe lauter düstre, traurige Gegenstände, mit irgend einer Hinsicht auf sein eignes Schicksal. Die Kreuzigung ist seine liebste Arbeit. Maria mit dem Kinde hat ihm noch nicht glücken wollen. Nun sitzt er im Chore, und malt das jüngste Gericht in der Kuppel, mit den dreistesten Zügen und den kunstreichsten Verkürzungen. Aber noch hat er nur die Verdammten in der Tiefe dargestellt. Die Seligen, oben über den Wolken bei der Dreieinigkeit, hat er nur leicht weg mit einer Kohle entworfen, und ist selbst nicht damit zufrieden."

Ludwig folgte dem Prior. Sie schlichen, von Siegfried unbemerkt, in die Kirche. Durch die bunten Fensterscheiben bestrahlte die Sonne die schönsten Gemälde aus dem alten und neuen Testamente. Hier ward Abel von Kain erschlagen, dort erhob sich der Sohn der Wittwe aus Nain von seiner Todtenbahre. An jener Seite kehrte der verlorne Sohn zu seinem Vater zurück und bat, ihm zu vergeben. Weiter hin verkauften Jakobs Söhne ihren Bruder Joseph den arabischen Kaufleuten. Aber unter der Kuppel, in der Mitte der Kirche, saß Siegfried selbst auf dem Gerüste, Ludwig konnte nur die kräftige Hand sehen, welche den Pinsel zur heiligen Wölbung emporhob. Der Prior mußte den Maler herunterrufen, während Ludwig bei Seite trat, damit jener nicht, durch das plötzliche Wiedersehen erschreckt, hinunterstürzen sollte. Bald umarmten sich die Freunde. Siegfrieds Leiden wurde nun in das reinste Glück verwandelt; aber das gastfreie Kloster wollte er nicht verlassen, bis er, zum Zeichen seiner

Dankbarkeit, sein Gemälde vollendet hatte. Auch zweifeln wir nicht, daß es ihm nun eben so gut gelungen ist, die Freude der Seligen in der blauen Himmelsluft zu malen, als es ihm ehedem gelang, die Verzweiflung der Unglücklichen darzustellen.

Die Mönchbrüder.

Im Maria-Novella-Kloster zu Florenz lebten zwei Brüder, Martin und Johannes. Sie hatten frühe ihre Aeltern verloren. Martin, sechs Jahre älter, als der Andere, verband stillen Sinn mit einem schwächlichen Körper, und nahm mit Freuden zu einem ruhigen Kloster, in einer freundlichen Gegend, seine Zuflucht. Es ward ihm leicht, seinen jüngern Bruder, der gewohnt war, ihm in Allem zu folgen, zu demselben Entschlusse zu bringen. Johannes war ein hübscher, junger Mensch, von starker Einbildungskraft und einem gefühlvollen Herzen.

In den ersten Monaten seines Mönchlebens kam es ihm vor, als finde man keinen bessern Stand auf Erden. Er hatte ein beschränktes Stübchen mit einer Kirche voll Malereien, Architectur und Musik vertauscht, und die mäßige Schuhmacherkost mit einer wohlbesetzten Tafel in dem kühlen Refectorium. Dazu kam, daß die frommen Brüder dieses Klosters ihre müssigen Stunden dazu verwandten, allerhand starke, wohlriechende Wasser zu bereiten. Wie vergnügte es Johannes, mit Kolben und Retorten umzugehen, das Feuer anzublasen, auf den Wärmegrad zu achten, und den lebendigen Spiritus als Dampf aufsteigen

und als Tropfen in das durchsichtige Gefäß herabfallen zu sehen. So hatte er auch das Geschäft erhalten, den Verkauf in der Apotheke zu besorgen. An die Apotheke stieß ein kleiner Garten voll saftgrüner Gewürzkräuter, Krausemünze, Rosmarin, Ambra u. s. w. Den Geruch der Blumen lieben die Italiener nicht so sehr, weil ihr Duft im heißen Klima zu stark und betäubend ist. Auch gab das bescheidene, dunkelgrüne Kräuterbeet, ohne brennend gefärbte Blätter, dem kleinen Garten etwas Frommdüsteres, das zu dem Orte zu gehören schien.

Aber nicht lange nachher ward das, was vorher Johannes vergnügt hatte, ihm langweilig und einförmig. Zuletzt kam es ihm vor, als sei er in einem Grabe eingeschlossen.

Um sich die Grillen zu vertreiben, gab er sich dazu her, mit einem alten Mönch die Vulgata zu lesen. Er hatte vorher nur wenig vom alten Testamente gekannt, und darin öffnete sich ihm gleichsam eine neue Welt. Die lebendige, wahre Natur, die sich in diesen heiligen Sagen der Vorzeit offenbarte, hatte er nicht in seinen Heiligenlegenden gefunden, wo die Natur oft zurück tritt als bloße Ziffer für mystische Gefühle, und wo die Unbekanntschaft der Verfasser mit der Welt sie so oft in ein ungereimtes Verhältniß zu den geistlichen Vorstellungen bringt. Hier trug dagegen Alles das Gepräge von Leben und Wahrheit. Die schöne patriarchalische Welt öffnete ihm gleichsam die Mauern des Klosters, und erweiterte den düstern kleinen Garten zu einem Paradiese, zu einem Canaan.

Aber während dieser Lectüre wurden auch Vorstellungen genährt, zu deren Erstickung das gemächliche Klosterleben nichts beitrug. Wenn Johannes sich die schöne Eva im Paradieß vor-

stellte; wenn er Rebecka den Krug von den schwarzglänzenden Haarflechten mit dem weißen Arm nehmen sah, um Abrahams Knecht zu tränken; wenn Rachels Schönheit durch den Gegensatz, worin sie zu Lea's Häßlichkeit stand, seine Phantasie reizte; wenn er mit David die blonde Bathseba belauschte, und mit den beiden Alten die braune Susanne im Bade, — so fühlte er mehr, als sonst, daß er nicht zum Mönch geschaffen, und daß die heiligen Erzväter es eben so wenig gewesen.

Was noch mehr dazu beitrug, ihn unruhig zu machen, war ein junges Mädchen, welches oft zur Apotheke kam, um Eins oder das Andere zu holen. Sie war oft da gewesen, ohne daß er gewagt hatte, sie anzureden.

Nach und nach jedoch fingen Beide an, der Furcht sich zu entschlagen.

Wie innig verlangte ihn immer, sie wiederzusehn! Wie froh war er jedes Mal, wenn sie kam. Die nur kurzen Augenblicke, welche ihnen vergönnt waren, legten Zunder zum Feuer, das unvermerkt in Beiden glomm.

Einst verging eine lange Zeit, in der sie nicht kam. Johann fühlte sich von der größten Unruhe gepeinigt. Schwermüthig saß er in dem dunkeln Abend, — es waren vierzehn Tage verflossen, seitdem sie zuletzt da gewesen, — als eine alte Frau hineinkam, und um einige stärkende Tropfen bat. Er gab sie ihr; sie betrachtete ihn lange. Dann zog sie die bekannte Elfenbeindose hervor, woraus Angelica so oft bezahlt hatte. Bei ihrem Anblick erblaßte Johann. Die Alte sah ihn mit ihrem bleicheingefallenem Gesichte, woraus noch jetzt braune Augen funkelten, bedeutsam an, und sagte: „Ich irre nicht, Ihr seid Bruder Jo=

hannes!" — „Das bin ich," antwortete er. — „So kennt Ihr auch die Person, der diese Dose gehört!" sagte sie. — „Ich kenne sie! Warum ist sie so lange nicht hier gewesen?" — „Armes Mädchen! sie ist wohl entschuldigt; sie hat acht Tage an einem hitzigen Fieber krank gelegen. Vielleicht ist sie in diesem Augenblicke todt. Aber wer bei Gott ist, ist ja wohl daran. Sie bat mich, Euch dieses zu bringen, zur Erinnerung an sie." — Mit diesen Worten reichte sie ihm eilig die kleine Elfenbeindose, denn es kam wiederum Jemand aus dem Kloster. Die Alte legte den Zeigefinger auf den Mund, und ging.

Johann bewahrte das Kleinod auf seiner Brust und eilte zu seiner Zelle.

Seine Betrübniß fiel den alten Mönchen nicht besonders auf. Sie waren an ähnliche Vorfälle bei jungen Brüdern gewöhnt, und der Prior pflegte zu sagen: der Soldat fürchtet sich im ersten Kriege; der Mönch weint im ersten Jahre; wenn der Eine eine Zeitlang Pulver, und der Andere Weihrauch gerochen, so gleicht sich's von selbst aus. — Dieser cholerisch-phlegmatische Mann war für seinen Stand geschaffen. Als er Johann in Thränen traf, sagte er: „Preß' ihn nur aus, diesen sündigen Saft von giftiger Wurzel! Laß Deine Leidenschaften rasen; um so eher ermatten sie." — „Ach, ehrwürdiger Vater," antwortete Johann, „Ihr wißt nicht" — „Ich weiß, was ich wissen will: daß Du ein Sünder bist; Du bildest Dir ein, daß Dir etwas Ungewöhnliches begegnet sei; und die Krystalle im Berge gleichen einander nicht mehr, als das eine Jünglingsleben dem andern. Aergert Dich Deine Hand, so haue sie ab und wirf sie von Dir; es ist besser, daß sie verderbe, als daß der ganze Leib in die

Hölle geworfen werde.“ Er würde mehr gepredigt haben: aber man kam, eine Leiche zu melden, die in der Kirche beigesetzt werden sollte, und sie mußten eilen, zur Prozession zu kommen.

Die Italiener begraben ihre Todten nicht, wie die Protestanten. Bei uns ist Alles auf stille Feier angelegt; dort trägt Alles das Gepräge eines leidenschaftlichen Schauspiels. Man eilt mit den Todten davon, wie zu einem Tanze. Zuerst ein Chorknabe mit einer Glocke dem Kruzifix voran. Die Schaar bricht durch das Gewühl der Straßen, und Alle knieen zu beiden Seiten, sobald sie das Kreuz in der blauen Luft erblicken. Die Leiche liegt in einem offenen Sarge, und dahinter folgen die barmherzigen Brüder, eine freiwillige Vereinigung, die aus allen Ständen besteht. Sie eilen, wenn eine gewisse Glocke tönt, zu einem bestimmten Ort, in einem weißen Ueberzug, um unbekannt zu sein, damit christliche Liebe nicht den Schein irdischer Eitelkeit erhalte. Dieser Ueberzug bildet ein Käpchen über dem Haupte mit zwei für die Augen ausgeschnittenen Oeffnungen. So stürzen diese weißen Gestalten dahin, hinter dem Sarge her, gleich Gespenstern mit eingefallenen Augen; und das Ganze hat wirklich etwas Erschütterndes. In der Kirchthür werden sie von dem Mönch-Chor erwartet, die Ceremonie wird verrichtet; ist sie zu Ende, so läßt man den Todten in der Kirche zurück. Nun ist Alles vorbei, die Leiche wird den Händen der Gräber überlassen, und ohne weitere Umstände in der Erde beigesetzt.

So erwarteten jetzt auch die Brüder in Maria Novella den Todten. Johann stellte sich mechanisch in die Reihe der Mönche. Die Messe begann; ohne an das, was er that, zu denken, stimmte Johann mit ein. Jetzt folgte eine kurze Stille. — „In Wahr-

heit, Johann," sagte Bruder Martin, der an seiner Seite stand, „dies ist ein schönes Mädchen gewesen. Sie liegt ja da noch so frisch, mit dem Jungfraukranze in ihrem Haar, als ob sie lebte." Bei diesen Worten erwachte Johann, schlug seine Augen auf, betrachtete die langausgestreckte weiße Gestalt, und entdeckte — Angelica! Gleich einem Marmorbilde von der herrlichsten Meisterhand des Alterthums lag sie da. Johann sank in Ohnmacht. Als er erwachte, fand er sich in seiner Zelle. Er sprang auf und horchte, aber hörte nichts. Die Klosterbrüder lagen im mütternächtlichen Schlummer. Er eilte zum Fenster. „Alles dieses ist ein Traum!" rief er. „Ich muß Gewißheit haben." Er eilte durch den stillen Klostergang zur Kirche und trat hinein. „O, ich träumte es nur," sagte er bei sich selbst. „Angelica lebt." — Eine Grablampe strahlte ihm entgegen. — Er verdoppelte seine Schritte. Es währte nicht lange, bis er den Sarg an der vorigen Stelle erblickte, bis er den Blumenkranz entdeckte und die schwarzen Locken um die bleiche Stirn. Himmel, es war nur allzu wahr! Da lag sie. Johann kniete vor ihrem Sarge, betrachtete das weiße Antlitz, die großen Augenlieder, die sich um die verloschenen Augen wölbten. „Angelica," rief er, „Du liebtest einen Unglücklichen; was war da anders für Dich, als zu sterben?" — Hier wurden seine Worte auf den Lippen erstickt, und mit unbeweglichen Augen starrte er die Verstorbene an. Da — man denke sich sein Entsetzen — da lächelte die Leiche — Ihr Busen hob sich — ihre Hände erhoben sich gen Himmel, ihre Augen öffneten sich, wie der Blumenkelch in den Strahlen der Sonne, und ihre Lippen sprachen diese Worte: „Vergib mir, heilige Mutter Gottes! Vergib mir, heiliger Ignatius, mein

Schutzpatron! Liebe entschuldigt Alles. Laß mich ihn sehn, mit ihm reden, ihn ein einzig Mal umarmen, so will ich gern sterben! O, Sancta Magdalena, bitte für mich bei meinem Erlöser! Nur ein einzig Mal ihn an meine Brust drücken!" — Mit diesen richtetete sich die schöne Leiche im Sarge auf, schlang ihre Arme um des Mönchs Hals, und drückte ihre warmen Lippen auf seinen Mund.

Wie bald ward Johann in das Geheimniß eingeweiht. Sie liebte als Römerin, das heißt mit einer Leidenschaft, die ohne Befriedigung das Herz zerreißt, und daher jeder Gefahr spottet, ihr Ziel zu erreichen. Ihr Vater hatte diese Liebe entdeckt; denn eines Abends, als er glaubte, sie bete andächtig auf ihrer Kammer, und sich hinschlich, ihres Gebets sich zu erfreuen, hörte er sie sagen: „Heilige Mutter Maria, schenke mir den schönen Bruder Johannes zu meinem Geliebten; sonst, fühle ich, muß ich sterben." — Nun war des Alten Entschluß gefaßt; aber er hatte nicht Gelassenheit genug, ihn klug auszuführen. Er stürzte hinein und machte seiner Tochter bittre Vorwürfe; dann beschloß er, je eher je lieber wieder nach Rom zu reisen. Angelica fiel in ein heftiges Fieber. Sie zweifelte nicht daran, daß sie sterben werde, und sandte die alte Frau zu Johann, mit der kleinen Erinnerung der Liebe. Aber in einer der wachen Nächte, die sie in Fieberhitze zubrachte, kam es ihr vor, als steige ein freundlicher Engel ins Fenster zu ihr herab, mit goldgelbem Haar und langen, hellgrünen Fittichen. Er trat vor ihr Lager und sagte: „Angelica, Gott hat nichts dawider, daß Menschen sich lieben. Du sollst nicht sterben, aber Du sollst Dich stellen, als seiest Du gestorben. So tragen sie Dich hin zum Kloster. Da wirst Du

Nachts Johannes treffen, und so könnt Ihr nach Aegypten flüchten, gleichwie Joseph und Maria!" —

Wie geschickt Angelica ihres Engels Rath befolgte, haben wir gesehen. Die italienische Schnelligkeit bei allen Leichenbegängnissen und die Verwirrung des Hauses kamen ihr zu Hülfe, so daß man ihren leisen Athemzug nicht wahrnahm. Wie entzückt Johann werden mußte, kann man sich vorstellen. Wie heilig dieser Augenblick für sie war, und daß sie Alles um sich her vergaßen, und nur die Freude der Liebe in gegenseitiger Umarmung fühlten, versteht sich von selbst.

In diesem Augenblick kamen Battista und Pietro, die beiden Gräber, die den Sarg zuschrauben und die Leiche zum Kirchhofe tragen sollten. — „Was ist wohl die Glocke?" sagte Battista. — „Es ist gegen Mitternacht," sagte Pietro. — „Nun liegen alle Menschen und schlafen, außer wir und die Gespenster," sagte Battista. — „Ja, was will das sagen?" sagte Pietro. — „Da sollen wir ja nun das Mädchen in die Erde bringen!" sagte Battista. — „Ja, da ist wohl Niemand, der es für uns thut," antwortete Pietro. — „Irre ich nicht, so sitzt sie aufrecht im Sarge," sagte Battista. — „Und schwatzt mit dem Teufel," sagte Pietro. — „Ja, das ist nicht das erste Mal, daß das passirt," sagte Battista und hielt sich am Weihwassergefäß. — „Das sind wir so gewohnt," sagte Pietro, während er mit aller Macht sich Wasser ins Gesicht sprengte. — „Verdammt, daß ich meinen Rosenkranz vergessen," murmelte Battista, „sonst könnte man doch ein oder ein paar Paternoster beten." „Ein paar Kreuze könnte man doch ohne Schaden über sich schlagen," flüsterte Pietro. — „Das hilft nicht, Alles will seine Zeit haben und der Teufel will seine auch haben! —"

„Bist Du bange?“ — „Ich sollte meine zwanzig Jahr als Gräber gedient haben und bange vor Spukerei sein?“ — Hier zog Battista eine kleine Flasche hervor, und nahm sich einen Schluck. — „Gieb mir auch 'nen Tropfen,“ sagte Pietro, „das Gewissen zu stärken.“ — „Bist Du diese Woche in der Messe gewesen?“ — „Vier Mal!“ — „Na, so brauchen wir uns an nichts zu kehren!“ — „Aber ich glaube, ich vergaß meine Tragriemen draußen auf dem Kirchhofe.“ — „Wart ein wenig, ich will Dir'n holen, Bruder!“ — „Kommst Du da mit Deinen Komplimenten wieder?“ — „Jesus Maria! da küßt er sie.“ Hier fingen Beide an im panischen Schreck mit den Köpfen gegen einen Kirchenpfeiler zu laufen. — „Vor 'nem Teufel mit Klauen und Knotenpeitsche,“ sagte Battista, als sie wieder unter freiem Himmel standen, „bin ich nicht bange; aber fängt er erst an zu küssen und zu karessiren, so hat der Satan rein sein Spiel.“

Durch ihr Gepolter erwachte der Prior. Er hatte kaum gehört, was Anlaß dazu gegeben, als er zur Kirche eilte. Anfangs hätte die wunderliche Gruppe auch ihn erschreckt. Die schlanke Angelica saß aufrecht im Sarge, mit dem Jungfraukranze in ihrem Haar, in langem, flatterndem Kleide. Zu ihren Füßen lag Johann in der schwarzen Kutte. Ihr voller weißer Arm schmiegte sich um sein Haupt, und süßes Gespräch der Liebe flüsterte durch die Kirchenwölbung. Aber bald entdeckte der Prior Alles. Er legte den Gräbern Schweigen auf; ließ sie doch aber in dem Wahn, daß sie Spukerei gesehen. Die Liebenden, welche nichts von dem, was vorging, gemerkt hatten, fanden es nun endlich nöthig, sich zu trennen, nachdem sie vorher ihre künftige Flucht abgeredet. Johann verließ seine Angelica, um Lärm zu machen. Er erzählte,

wie wahr, daß er hinab in die Kirche gegangen sei, und zufälligerweise die Scheintodte entdeckt habe. Der Prior that, als ob er keinen Verdacht habe. Das erwachte Mädchen ward zu einem Arzt in der Nähe gebracht. Wie freute sich Johann, als er wiederum auf seiner Kammer stand; mit leichtem Herzen überließ er sich nun dem erquickenden Schlaf.

Aber er hatte einen grauervollen Traum. Es kam ihm vor, als würde er von zwei handfesten Kerlen ergriffen, und hinunter in einen finstern Kerker geworfen. Wie erschrak er, als er erwachte, und den Traum wahr fand. In einem finstern Keller, der nur ein kleines Gitterfenster von oben erhellte, lag er in Fesseln auf einem Strohbündel. Er kannte seinen Aufenthaltsort, es war der Carcer, wohinein die Mönche, Verbrechen zu büßen, gesetzt wurden. Er zweifelte kaum daran, daß er entdeckt sei, und der Zweifel ging zur Gewißheit über, als der Prior mit strenger Miene vor ihm stand.

„Was geschehen ist," sagte er, „ist ein Geheimniß, das weiß ich, und sonst Niemand. Diesmal kommst Du mit gnädiger Strafe ab. Hier sitzest Du acht Tage. Die knappe Kost, und die Einsamkeit des Orts wird Dich auf ruhige, Deines Standes würdige Gedanken bringen. Wenn diese Frist vorbei ist, siehst Du den Tag wieder; Angelika siehst Du nie wieder. Es wird auf Deine Aufführung ankommen, ob ich Dich mit Strenge oder Schonung behandeln soll." — Jetzt brachte man einen kleinen Altar, mit einem Todtenkopfe und Stundenglase, hinein. — „Hier ist ein anderes Antlitz, Dich darein zu verlieben," sagte der Prior. „Denke daran, wenn dieses Glas sich einige Male gewandt hat, so verrinnt dein letztes Korn, und Du

gleichst diesem Kopfe, wie ein Tropfen Wasser dem andern. Vergiß alle Eitelkeit." — Mit diesen Worten verließ er ihn.

Die acht Tage Gefangenschaft und die Angst für Angelica verwandelten Johann in einen Schatten. Aber die Ermattung benahm ihm auch einen Theil seiner Schmerzen. Die Leidenschaft hatte seine Kraft verzehrt. Er verfiel in eine stille Schwermuth. In diesem Zustande brachte sein Bruder ihm die Nachricht von Angelica's Tod. Johann opferte ihr seine Thränen und seine Erinnerung. Er begann wiederum die Bibel zu lesen. Aber das alte Testament hatte nicht mehr das Anlockende für ihn; dagegen hing er mit ganzem Herzen am Neuen. Alle die frommen, jungen Frauen darin stellte er sich als Angelica vor; vorzüglich Maria. Er fühlte sich glücklich in seiner Lage. Was hatte er noch in der äußern Welt zu suchen? Seine Geliebte lebte in seiner Einbildung, und der konnte er am besten im stillen Kloster nachhängen.

Es konnten etwa zwei Jahre seit jener Begebenheit verflossen sein, als durch ein herrliches Madonnenbild, für die Kirche der Mönche bestimmt, große Freude im Kloster verbreitet ward. Es war von Raphael gemalt, der sich in Rom an Leo des Zehnten Hofe aufhielt. Leo hatte es seiner Vaterstadt geschenkt und da Maria Novella gerade ein schönes Altarblatt entbehrte, so fand man, daß hier der passendste Ort dafür sei. Bei allen Mahlzeiten ward im Refectorium von diesem Bilde geredet; von der Ehre, die der Kirche dadurch erzeigt werde, und dem seltenen Genie Raphaels. Johann freute sich nicht. Er war gewohnt, sich Maria als Angelica zu denken, und es verdroß ihn, daß ein Zufall ihm seine Phantasie stören sollte. Er hätte gern bei sich

selbst das Gelübde gethan, nie das Bild zu sehn; aber das war unmöglich, da es ein Altarblatt sein sollte.

Nun kam endlich der lang ersehnte Tag, und die Malerei ward aufgestellt. Wer kennt nicht wenigstens aus Kupfern oder Beschreibungen, das herrliche Bild, welches noch jetzt in Dresden zur Freude der Nachwelt hängt?

Da stand sie — nein, sie schwebte
Nur auf der Wolke Rand;
Und Morgenkühlung bebte
Durchs florene Gewand.
In sittsam schönen Falten,
Im lichten Purpurkleid,
Sah man den Knaben halten
Die wunderschöne Maid.

In voller Mädchen-Blüthe
Liebkos'te sie das Kind,
Ihr himmlisches Gemüthe
Doch mütterlich gesinnt.
Sie blickte nicht zur Erde,
Nicht zu der Sterne Schaar;
Nur zeigte die Geberde,
Wie rein und fromm sie war.

Unschuldig und so heiter,
Erhaben, anspruchlos,
Das stille Lächeln Beider
So kindlich und doch groß!

Mit silberweißen Haaren
Lag knieend Sixtus da!
Hier, in der Jugend Jahren,
Die fromme Barbara.

Und Häupter der Cheruben
Durchs tiefe Blaue dann;
Und drunten noch zwei Buben
Mit braunen Flügeln an;
Im lieblichen Vereine
Sie stellten sich herbei.
Zwei Jahre höchst der Kleine.
Und kaum der Aeltste drei.

Es schwieg der Große bieder,
Wie denkender Verstand.
Der Kleinste lallte Lieder
Von dem, was er empfand;
Sprach von dem Lilienstengel,
Und wußte selbst nicht wie.
Der Kleine war der Engel
Der Kunst und Poesie.

An seines Malers Grabe
Jetzt oft der Engel singt.
Und für die schönste Gabe
Des Dichters Harfe klingt.
Doch schwinden bald die Töne,
Das schwache Lied vergeht,
Wenn deine Himmelsschöne
Noch in der Blüthe steht.

Und wenn vom alten Rahmen
Die mürbe Leinwand fällt,
Bleibt ewig doch dein Nahmen
Den Größten zugesellt.
Dann rufen dich die Lieder
Mit Liebesallgewalt;
Und dann erscheinst du wieder
In ähnlicher Gestalt!

Es war früh in der Morgenstunde, als Johann zum Erstenmale allein in die Kirche trat, das Bild zu sehen. Mit kreuzweis übereinander geschlagenen Armen, mit niedergebeugtem Haupte, näherte er sich dem Altar. „Nein," sagte er, „meine Geliebte, Deine Züge sind zu tief meiner Seele eingeprägt, um etwas Fremdem zu weichen. Ich darf frei auf Raphaels Maria blicken; ich bin gewiß, daß sie nur ein Schatten gegen Deine Schönheit ist." Mit diesen Worten hob er seine Augen empor, und sah — Angelica auf der Leinwand, in ihrer ganzen jugendlichen Schönheit, von Raphaels Meisterhand gemalt.

Es konnte nicht bezweifelt werden, daß sie ihm gesessen, und daß sie also lebe, da das Bild neu war. Das Ideale, das Heiligfromme hatte wohl die Römerin bei weitem nicht so gehabt; aber ein Liebender vergißt über den Vollkommenheiten, die seine Geliebte besitzt, leicht das, was ihr mangelt, und die höchste Eigenschaft hatte dies Bild doch nicht, es lebte nicht. Mit Entzücken sah er die frommen Brüder vor dem Altarblatte knieen; es schien ihm, als beteten sie Angelica mit ihm an; als tönten die heiligen Hymnen zu ihrer Ehre.

Aber bald fühlte er doch eine Unruhe, die lange geschlummert,

von Neuem erwachen. Die innigste Sehnsucht nach der wirklichen Angelica befiel ihn, und nur die Hoffnung, daß sie ihn bald den Ort ihres Aufenthalts wissen lassen werde, und die Furcht, sie zu verfehlen, wenn er auf eigne Hand fliehe, hielten ihn zurück. In dieser Zeit der Erwartung trug er seine ganze Liebe auf die Malerei über. Im Anfang hatte der feierliche Ausdruck, in dem die Geliebte da stand, ihn in ehrerbietiger Ferne gehalten. Nach und nach verlor sich dieses Gefühl, und ging in heftige Sehnsucht über. Seine Augen funkelten, seine Wangen glühten, seine Lippen flammten; kurz — er war verliebt in die schöne Madonna. Jedesmal, wenn er nun vor ihr stand, wandelte ihn die Lust an, auf den Altar zu steigen, und seinen Mund auf ihre Lippen zu drücken. Er konnte der Versuchung nicht widerstehen, und beschloß, was auch das Gewissen dagegen sagte, je eher, je lieber es ins Werk zu setzen.

Indeß hatte eine Diebesbande Nachricht von diesem Bilde erhalten, und beschlossen, es zu rauben und zu einem englischen Freibeuter zu bringen. Er lag in Livorno vor Anker und hatte ihnen große Summen dafür versprochen. Die Nacht, welche sie zu diesem Raube bestimmt, war gerade dieselbe, in der Johann den Altar besteigen wollte, um Angelica's Schönheit näher zu sein. Sie machten alle Anstalten, und bereiteten sich, zu bestimmter Zeit in die Kirche einzubrechen. Inzwischen hatte Ruggiero, ein junger Mensch von der Bande, Gewissensscrupel bekommen. Doch wollte er seine Kameraden nicht unglücklich machen. In seiner Herzensangst lief er Abends zum Kloster. Der erste Mönch, den er traf, war Martin, Johannes Bruder, dem er sogleich entdeckte, daß ein Dieb Nachts in die Kirche einbrechen wolle, das

Bild zu rauben. — Martin fragte, ob es nur Einer sei? Ruggiero versicherte es, aus Furcht, man möge Lärm machen und die Bande aufsuchen. Dann eilte er zu seinen Kameraden zurück. — „Was fehlt Dir?“ rief ihm der Anführer entgegen. — „Ich habe wohl Ursache, erschrocken zu sein,“ sagte Ruggiero; „nun, eben ging ich an dem Kloster vorbei, wo ich den Guardian stehen und mit einem andern Mönch reden sah. Ich konnte an Allem merken, daß wir verrathen sind, und daß man uns Nachts erwartet.“ — Diese Worte störten plötzlich den ganzen Plan. Daß Ruggiero in demselben Augenblicke seine Gefährten den Mönchen, und diese wiederum jenen verrathen solle, das hatte nichts Wahrscheinliches. Und so ward denn der Anschlag aufgehoben; die Diebe flüchteten noch in derselben Nacht aus Florenz, und sahen sich auf dem Wege nach andern Abenteuern um.

Inzwischen hatte Martin, der von einer sonderbar schwärmerischen Denkweise war, und sich darnach sehnte, der heiligen Kirche zu zeigen, wie sehr er über ihre Rechte und ihren Ruhm wache, sich mit all' dem Muthe ausgerüstet, der dazu gehört gegen einen Kirchenräuber zu ziehen. Er wollte keinen Lärm machen; er wollte selbst das Madonnenbild vertheidigen, und den Frechen niederstoßen, der es zu rauben wagte. Er erinnerte sich aller der Heiligenlegenden, in denen die unsterblichen Helden Drachen und Heiden überwunden, und tausend Gefahren bestanden. — Und sollte ich auch sterben, dachte er, so habe ich doch die Ueberzeugung, für der heiligen Jungfrau Ehre zu fallen; was kann ich mehr wünschen? — Mit diesen Worten ergriff er eine lange Hellebarde, die in der Vorhalle zum Kloster stand, und verbarg sich hinter einem Pfeiler.

Es war Mitternacht, als Johann wankenden Schritt's in die Kirche trat und sich dem Hochaltar näherte, sein Vorhaben auszuführen. Der Mond schien jetzt nicht durch die bunten Scheiben. Es war finster, wie im Grabe; die schwache Lampe im Chore verbreitete nur wenig Licht umher. Dies hatte Johann vorher bedacht, und sich zu dem Ende mit einer Blendleuchte versehen. — Als der Bruder ihn kommen sah, zweifelte er nicht daran, daß es der Dieb sei. Er stellte sich mit seiner scharfen Hellebarde zum Ausfall, und rief bei diesem kühnen Unternehmen St. Georg's und aller Heiligen Hülfe an.

Johann setzte seine Leuchte auf den Altar, dann hob er seine Augen zum Altarblatt empor und ihn schauderte. — Was thust Du? dachte er; betrittst den Altar des Herrn mit Deinem Fuß? Entehrst die Mutter Gottes mit Deinen irdischen Lippen? — Aber es ist nicht Madonna, dachte er dann wieder, es ist Angelica. — Mit diesen Worten erstieg er dreist den Altar, umarmte das schöne Bild, und drückte seinen Mund auf die Lippen der Madonna. Aber in demselben Augenblicke stak auch Martins Hellebarde in seine Schulter und er stürzte rücklings vom Altare nieder. „So wird Vermessenheit bestraft!" hörte er eine bekannte Stimme rufen. Weiter vernahm er nichts, er sank ohne Bewußtsein hin.

Als Martin entdeckte, daß er seinen eignen Bruder tödtlich verwundet hatte, stand er lange in stummer Verzweiflung und starrte auf den Blutenden. — Dann erfüllte er die Kirche mit seinem Geschrei, rang die Hände, und stürzte mit der Hellebarde in der Hand hinaus in die finstre Nacht. Er lief wie ein Wahnsinniger durch die Straßen, bis er auf dem Wege nach Rom stand. Nun eilte er weiter fort, als ob der Geist seines Bruders ihn

verfolge. Gegen Mittag kam er zu einem Olivenwald bei einem Landstädtchen. Da konnte er nicht mehr. Er sank im Schatten eines Baums ins Gras nieder, und brachte mehrere Stunden in einem Zustande zwischen Ohnmacht und Schlaf zu.

Martins Schrei hatte einige Mönche geweckt. Sie eilten zur Kirche und fanden Johann in seinem Blute. Sie zweifelten nicht, daß er von einem Kirchenräuber angefallen sei, der auf sein Geschrei die Flucht ergriffen habe. Sie verbanden Johann, brachten ihn auf seine Zelle, und indem sie ihm Essig in die Schläfe rieben, brachten sie ihn auf einen Augenblick wieder zu sich selbst; aber vor Ermattung fiel er bald wieder in eine Ohnmacht zurück. Die Wunde war gefährlich, und man zweifelte lange an seiner Genesung; aber durch die Hülfe eines geschickten Bruders ward er gerettet. Johann wünschte zu leben, weil Angelica lebte. Seines Bruders Flucht verschwieg man ihm fürs Erste. Es war nicht ungewöhnlich, daß ein Mönch die Flucht ergriff. Nach einem ziemlich langen Krankenlager war endlich Johannes Körper hergestellt. Aber man sah ihn jetzt immer tiefsinnig beschäftigt mit sich selbst. Er redete mit Niemanden, eröffnete Niemanden sein Herz. Seine Seele war voll von Angelica und ihn verlangte nach nichts mehr, als seines Bruders Beispiel zu folgen und, wie er, zu fliehen. Kunde von Luther war, aller Verdrehungen ungeachtet, in die Mauern des Klosters gedrungen. Wie gern ergreift ein sehnendes Herz das, was seinen Wünschen entgegen kommt!

Ein Jahr darauf, an demselben Tage, an dem er seine Geliebte wieder gefunden, ergriff er Morgens früh seinen Wanderstab, warf den letzten Kuß dem Bilde zu, und eilte davon. Aber

nicht gen Norden zog er. Alles, wogegen er protestirte, war das Kloster. Aller Wahrscheinlichkeit nach war Angelica in Rom; dahin ging sein Weg. Wieder ergriffen und eingesperrt zu werden, fürchtete er nicht sehr. Der Mangel an Polizei in jenen Zeiten, die häufigen bürgerlichen Unruhen, neben einer gewissen leichtsinnigen Denkweise derer, die am Ruder saßen, machten es einem Jeden, der es wollte, leicht, die Ordnung zu übertreten. Das Einzige, welches Johann fürchtete, war sein Prior; und nach nicht gar vielen Tagen hatte er auch nicht mehr Ursache zu dieser Furcht, als er in Pilgrimstracht durch die kreuzweis gelegten Schlüssel der Porta del Popolo wanderte. Seine Tracht und vorgegebene Bestimmung schafften ihm sogleich freie Herberge in einem Hospital für Pilgrimme nach Jerusalem. Er konnte nun frei umher gehen und suchen. Aber leider fand er Nichts, und der Tag, an welchem er vom Papste eingeweiht werden sollte, um zum heiligen Lande zu wandern, näherte sich mit schnellen Schritten.

Eines Tages, als er ein ziemlich Stück Weges nach Fraskati zu gegangen war, kam er an ein niedliches Haus, welches im Schatten eines Hains lag. Am Eingang des Gartens war eine Bank, neben einer hohen Rosenhecke voll von Knospen; an der alten braunen Bank standen zwei kleine Knaben und spielten. Der älteste, welcher ungefähr fünf Jahre alt sein konnte, erzählte dem jüngsten, der nicht mehr als vier zu sein schien, eine Legende. Der Jüngste stand mit größter Aufmerksamkeit da und hörte auf den Bruder, und hatte, um recht genau zu hören, sich mit beiden Armen an die braune Bank gelehnt; der ältere dagegen stützte sich nur mit dem einen Arm auf die Bank, und blickte mit

nachdenkender Miene in die Höhe, gleichsam um etwas Neues aufzufinden, es seinem Bruder zu erzählen. Johann hatte sie nicht lange betrachtet, als er einen Schrei ausstieß. Es fehlte ihnen nichts, als die braunen Schwingen! Es waren Raphaels Engel auf dem Altarblatt. Er erhob seine Augen in die blaue Luft, gleichsam um Madonna zu erblicken, und da er sie nicht erblickte, rief er laut: „Wo bist Du, meine Angelica? Wo bist Du? Aber die kleinen Knaben sind nicht mehr da.“ Geängstigt von seinem Schrei liefen sie ins Haus und riefen: „Schwester! Schwester! draußen ist ein verrückter Mann, der Dich ruft.“

Johann hatte nicht lange da gestanden, als ein schöner junger Mann aus dem Hause ihm entgegen trat, mit einer Miene, die eine Mischung von Furcht und Neugierde ausdrückte. — „Ist er verrückt?“ fragte er eifrig die Kinder mit gedämpfter Stimme; „wo ist er? Ich muß ihn sehen. Ih, es ist ja ein ehrwürdiger Bruder!“ sagte er, als er Johann sah, mit einer vorsichtigen Freundlichkeit, wie um ihn zu besänftigen, und hielt sich in einiger Entfernung. Johann betrachtete auch ihn. Es war ein Mann in seinen besten Jahren, mit einem schönen, ausdrucksvollen Gesicht. Das Ganze drückte Genie aus, verbunden mit muntrer Leidenschaftlichkeit. Die Wangen waren etwas bläßer, als sie nach dem Körperbau des Fremden hätten sein sollen, und zeugten von einer Lebensart, die wohl frei die Gränzen überschritt. Das kastanienbraune Haar scheitelte sich auf der Stirn und hing in Locken um die Schultern herab. Der Scheitel war mit einem kleinen Sammthut bedeckt, und obgleich die Kleider vom gebräuchlichen Schnitt waren, zeugten doch sowohl Farbe, als Art, sie zu tragen,

von etwas ungewöhnlich Geschmackvollem, welches sogleich in die Augen fiel.

Raphael Santio — denn es war wirklich dieser seltene Künstler — entdeckte bald, daß Johann nicht verrückt sei; und sobald er einige Fragen gethan, merkte er, daß es Angelica's Liebhaber sei.

Johann mußte sich auf die Bank setzen und ihm seine ganze Geschichte erzählen. Raphael konnte sich nicht genug über die sonderbaren Begebenheiten wundern, die das Leben einiger Menschen mit einem Kunstwerke seiner Hand verbunden hatten. — „Es ist kein Wunder," rief er, „daß die Engel Euch einfallen mußten, indem Ihr den kleinen Leo und Urbino hier an der Bank sahet; denn es ist wirklich dieselbe Bank, die zu dem braunen Striche unter meinem Bilde Veranlassung gegeben. Ich fand die Stellung so naiv und hübsch, daß ich sie nicht verändern wollte."

Nachdem Johann seine Geschichte erzählt, berichtete auch Raphael Alles, was er von Angelica wußte. — „Nach dem wunderbaren Vorfall ihres erdichteten Todes," sagte er, „war es nicht so sehr des Priors heftiges Verlangen, als vielmehr ihres Vaters plötzliche Krankheit und darauf folgender Tod, was sie zu diesem Orte trieb, wo ihr Bruder wohnte, ein betriebsamer Landmann in der Campagna. Der Priester wußte ihre Trauer und Bestürzung zu benutzen, und nahm ihr einen Eid ab, nie Euch aufzusuchen, oder Euch wissen zu lassen, wo sie sei. So viel ist gewiß, daß auch jetzt ihr ganzes Herz an Euch hängt. Ihre Schönheit und ihr anmuthiges Wesen war mir gleich auffallend; es kostete mich viel, Erlaubniß zu erhalten, sie zu malen. Sie hat ein herrliches Gesicht; doch habe ich sie im Bilde verschönert und

mit meiner himmlischen Idee verbunden. Doch das begreift Ihr nicht, und glaubt Ihr nicht, weil Ihr der Liebhaber seid. Sie lebt hier ein stilles Leben mit ihrem Bruder, und es ist mir gelungen beider Freund zu werden."

„Wollt Ihr meinen Rath hören?" versetzte er, „so folgt Ihr mir heute nach Rom, ohne Angelica zu sehn. Die plötzliche Ueberraschung würde gefährliche Folgen haben. Ihr Bruder ist heftig und muß nothwendig erst vorbereitet werden." „Ach," sagte Johann, „was ist meine Hoffnung, meine Aussicht? Ich bin ein Unglücklicher, geschaffen, Unglück um mich zu verbreiten. Ich will sie noch einmal sehn, und dann will ich sterben!" — „Das ist ein heroischer Entschluß," sagte Raphael, „bereitet Euch auf das Schlimmste; um so größer wird die Freude sein, wenn Euch das Bessere trifft." — Unter solchen Gesprächen kamen sie wieder nach Rom; an dem Thore nahmen sie von einander Abschied, und Johann mußte angeloben, keinen Schritt ohne Raphael zu thun. Dieser versprach dagegen zu thun, was in seiner Macht stehe, und Johann bald zu besuchen.

Am nächsten Morgen ging Raphael ziemlich früh zum Vatican. Es war fünf Uhr und die Sonne stand kühl am Horizont. Der Künstler benutzte den stillen, kühlen Morgen zur Arbeit, bevor die zu heftige Hitze ihn hinderte. Er war gerade beschäftigt, Leo X. zu malen. Dieser jovialische Papst erwartete ihn in seinem Zimmer mit dem rothen Schlafrock und dem kleinen Käppchen von derselben Farbe auf dem Haupte, wie man ihn noch in dem herrlichen Portrait sieht. — „Guten Morgen, mein guter Sohn!" — „Dank, heiliger Vater!" — „Es ist eine schöne, frische Morgenstunde." — „Ja, aber ich fürchte doch, wir erhalten Abends

den Sirocco; die Luft ist drückend." — „Nichts weniger, Raphael, sie ist erquickend." — „Vielleicht liegt's an mir, heiliger Vater. Ich kam gestern Abend spät zu Bett. Wollt Ihr, daß ich beginnen soll?" — Sie setzten sich. Nach einigen Augenblicken begann der Papst: „Du lebst zu unordentlich, Raphael! schadest Deiner Gesundheit! Bedenk', was Gott Dir anvertrauet hat." — „Und wenn ich nun gesonnen wäre, meine Lebensweise zu ändern?" sagte Raphael. „Wie das, mein Sohn?" fragte Leo neugierig. — „Ihr habt mir so oft gerathen, mich zu verheirathen, heiliger Vater." — „Ich glaube, Du wirst in jeder Rücksicht dabei gewinnen!" — „Ja, was kann's mir helfen, wenn ich's auch wollte? Meine Liebe ist unglücklich; und ich sehe mich auf ewig meiner Geliebten beraubt." — „Liebt sie denn nicht wieder?" — „Sie liebt, wie sie geliebt wird." — „Ist sie denn verheirathet?" — „Ja, leider! und das mit einem Bräutigam, der sie erst nach dem Tode besitzen soll." — „Ist sie Nonne, Raphael?" — „Sie ist Nonne, heiliger Vater." — Der heilige Vater schüttelte den Kopf. — „Nach Deiner Weise zu lieben," sagte er, „wirst Du eben sowohl im Kloster als im Palaste Schönheiten finden, die Dich einnehmen, aber kenne ich Raphael recht, so ist er keiner der Liebhaber, die sich aus Verzweiflung ertränken." — „Aber," sagte Raphael plötzlich in einem andern Tone, mit der ihm so eigenen, geschmeidigen Grazie, womit er auf eine seltene Weise vom leichtesten Scherz zum tiefsten Ernst überzugehen verstand; — „aber, heiliger Vater! wenn es nun ein Anderer wäre? Eine der stillern, düsteren Seelen, die nicht verstehen, auf dem Lebenswege Blumen zu pflükken, wo sie sich finden, sondern der sein Auge auf eine einzige holde Rose geheftet; würdest Du ihm da wohl diese Rose versa-

gen, wenn sie in Deinem Blumenbeet stände? Würdest Du nicht auch da der Schlüssel Dich bedienen, die Dir Sanct Peter anvertrauet, sowohl damit zu lösen, als zu binden?"

Leo begriff nicht, was er meine, und nun erzählte Raphael ihm die ganze Geschichte, mit aller der Wohlredenheit, und aller der Kraft, die sein Genie und das Gefühl, der Apostel der guten Sache zu sein, ihm verliehen. Es half nichts, wie auch Leo protestiren mochte. — „Bei diesen heiligen Mauern," rief Raphael, „wo ich meine Zeit, meinen Fleiß, mein Feuer und mein Leben in Deinem und der Kirche Dienst verwandt habe; bei diesen Stanzen, deren bunte Wände von der Macht der Religion und ihren Wirkungen zeugen werden, wenn der Eifer für sie längst unter den Menschen abgekühlt und lau geworden! Bei allem diesem beschwöre ich Dich, schenk' mir diesen Mönch aus dem Kloster, und laß mich ihn mit seinem Mädchen vereinen! — Du bist Christi Statthalter; wohl, so mußt Du Mirakel thun, wie er. Berühre den Gichtbrüchigen, und laß ihn von seinem Lager des Kummers sich erheben; laß ihn, wie den Sohn der Wittwe von Nain, von seiner Todtenbahre aufstehn; und hat er keine Mutter, die vor Freude über sein Auferstehn weinen kann, so wird's seine Geliebte um so mehr thun." — „Aber es wird Aufsehn erregen, Raphael! Gerade in dieser Zeit, wo die Ketzerei so stark im Schwange geht." — „Gerade um so viel eher! Er könnte ja mit seiner Angelica nach Deutschland flüchten! Seine Seele voll Sehnsucht könnte ja Luthers Lehre ergreifen, und sich von ihr hinreißen lassen, wenn seine Treue für Dich und die Kirche nicht eben so groß, als seine Liebe wäre. Fürchtest Du das schlimme Beispiel? Laß es ein Geheimniß bleiben. Laß sie nach Arabien,

nach Indien, nach Palästina flüchten! Wohin Du willst! Liebe findet überall ihr Vaterland. Wo zwei Liebende sind, Gesundheit, fruchtbarer Boden, ein kühler Hain, da ist ein Paradies!" — Wie konnte Leo, dessen eigne Seele dem Schönen, dem Guten offen war, sich lange bedenken? Er ging zu seinem Schreibtische, nahm ein Stück Pergament — und binnen fünf Minuten hatte Raphael einen Brief in seinen Händen, der Johann seine Freiheit zurück gab, und ihm erlaubte, sich in Palästina zu verheirathen und niederzulassen, wenn er und Angelica vorher ihr Gebet am heiligen Grabe verrichtet, und die heiligen Stätten besucht. —

Raphael eilte zum Hospitaliter-Kloster mit der frohen Botschaft zu Johann, traf ihn aber nicht. Er sei zum Kloster Grotta Ferrata gegangen, sagte man, und komme nicht vor Abend zurück. Raphael war ungeduldig, er konnte kaum den Untergang der Sonne erwarten. Er setzte sich auf sein Pferd, und nahm den Weg nach Frascati, wohin, wie er nicht zweifelte, Johann durch die schönen Platanenalleen von Grotta Ferrata gewandert sein mußte. — Es war im Anfange mondhell, aber als Raphael Gonsalvo's Hause sich näherte, ward es finstrer. Der Himmel überzog sich mit Wolken, und ein feiner Regen fiel. — „Nun soll man noch dazu seinetwegen sich ein Fieber holen!" rief er ungeduldig, während er seinem Pferde die Sporen gab, und sich vorsichtig in seinen Mantel hüllte. — Bald hielt er an Gonsalvo's Thür. Er wollte ins Haus eilen, hörte aber zu seiner Verwunderung Geräusch im Garten. Rothe Flammen leuchteten hinter den Zweigen der Bäume, denen der Regen und die Wolken noch schwärzere Farbe, als die Nacht, gaben. Raphael sprang vom Pferde und eilte hin. Welcher Anblick! Im Gartengange

lag Johann am Boden, leichenblaß. Gonsalvo stand, über ihm, gleich einem Engel der Rache, mit blinkendem Dolch. Mit fliegenden Locken lag Angelica auf den Knien, und beschirmte mit ihrem Leibe ihres Geliebten Brust gegen den Stoß des Rasenden; und ein breitschultriger Kerl stand mit zwei brennenden Fackeln in den Händen, und betrachtete, als neugieriger Zuschauer, ganz phlegmatisch die Scene.

„Halt ein," rief Raphael; „bist Du rasend? Was willst Du?" — „Ich will ihn tödten," rief Gonsalvo; „diesen Teufel, der meiner Schwester Ruhe geraubt, schwere Sünden auf ihr Herz geladen hat, und der nun noch dazu uns verfolgt, und die Glut von Neuem anfacht, die fast gelöscht war." Raphael wandte sich zu dem breitschultrigen Kerl: „Gib mir Deine Fackeln," sagte er; „die kann ich halten. Ergreif' Deinen Herrn, Du hast Kräfte! Halt' ihn ab von der verzweifelten That! wo nicht, so verklage ich Dich als Mörder morgen beim Papste, und Du bist vor Abend gehenkt." Der bange Kerl ließ bei diesen Worten vor Angst die eine Fackel auf die Erde fallen, die andere reichte er Raphael, ergriff mit seinen großen, starken Händen seines Herrn Arm und hielt ihn zurück. Obgleich Raphael zitterte, konnte er doch nicht umhin, diesen sonderbaren Auftritt zu betrachten. Der bleiche Johann, der ausgestreckt, wie ein Todter, da lag; Angelica, die über ihm schwebte, gleich einem freundlichen Schutzengel; Gonsalvo's flammende Erbitterung und das starke Phlegma des Hofknechts, der ihn in seinen Schranken hielt! Alles dieses in der Finsterniß der Nacht, von einer einzigen Fackel in des Künstlers Hand beleuchtet, und die andre ausgelöscht rauchend am Boden; — während der Regen, gleichsam um den wilden Zorn abzuküh=

len, mild vom Himmel fiel; und die Blumen und Blätter des Gartens, gleich bangen Mädchen, mit Thränen auf den Wangen zitterten, und die Rosen stärker dufteten. — Alles dieses gewährte eine Nachtscene, die seine Phantasie beschäftigte, vorzüglich, da der handfeste Kerl ihn in Rücksicht Gonsalvo's vollkommen sicherte, dessen Dolch vergebens in der Luft blinkte.

Nachdem Raphael lange genug diese malerische Gruppe betrachtet, trat er vor Gonsalvo und sagte: „Gonsalvo, sei ein Mensch! Dämpfe Deinen Zorn! Bei unsrer Freundschaft, bei der Achtung, die Du mir zu erweisen pflegst, schwöre ich Dir: Johann ist unschuldig! Und Ihr sollt Alle glücklich werden, so unmöglich es auch scheint."

Bei dem Anblick Raphaels mit den offnen, freudebringenden Blicken schwand plötzlich Gonsalvo's Raserei. Er war gewohnt, diesen großen Mann als seinen guten Genius zu betrachten; er fühlte sich geehrt durch seinen Umgang, beglückt durch seine Freundschaft, und war gewohnt, blindhin auf ihn zu bauen, wie auf einen Gott. Was Wunder, daß es ihm glückte, den blinkenden Dolch seiner Hand zu entreißen, und auf den Boden zu werfen. „Geh' auf Dein Zimmer, Gonsalvo," sagte Raphael, „und zähme Deinen Zorn! In einem Augenblick komme ich zu Dir, wenn Du ruhiger bist, und heiß' mich einen Betrüger, wenn ich Dich nicht zufrieden stelle."

Während Gonsalvo entfernt war, mußten Johann und Angelica Raphael erzählen, was vorgefallen. Johann, der gänzlich verzweifelte, jemals mit seiner Geliebten in dieser Welt vereinigt zu werden, hatte beschlossen, sie noch einmal zu sehen, und so sein kummervolles Leben zu enden. Mit einer Zither wanderte er

Morgens zu dem schönen Frascati, und hielt sich den Tag über in dem kühlen Walde daneben auf. Hier am Wege, der durch den Wald führt, traf er die zwei kleinen Engel, ihre Brudersöhne. Er schenkte ihnen die wenigen Bajocks, die er bei sich hatte, und dagegen erzählten sie ihm, was sie von ihrer Schwester wußten, die sie die junge Base nannten. Aus dieser Mittheilung erhielt Johann vollkomm'ne Gewißheit, daß sie ihn noch mit aller Zärtlichkeit liebe. Als die Nacht einbrach, ging er mit der Zither zu Gonsalvo's Garten. Der kleine Leo hatte erzählt, daß ihre Kammer an den Garten stoße, und des Bruders dagegen an den Hof. In der sternenhellen Nacht erhob Johann seine Stimme. Angelica, deren Schlaf leicht, wie des Vogels war, erwachte. Wie mußte ihr zu Muthe werden, als sie folgenden Gesang hörte:

Erwach' aus Deinem sanften Schlummer!
Die süße Qual
Zum Letztenmal
Sing' ich, und meinen herben Kummer.
Noch seufzt der Pilger an dem Strand;
Bald ist er im gelobten Land.

Sie legten in den Sarg Dich nieder.
Mit neuer Lust
An meiner Brust
Erwachtest Du mit Liebe wieder.
Unglückliche vereint das Grab;
Wohlan! ich steige gern hinab.

Erbleiche nicht, sei nicht erschrocken,
Wenn sich Dir weist
Mein irrer Geist
Mit Schilf und Kieseln in den Locken.
Der Taucher sinkt ins bitt're Meer,
Weil er die Perle liebt so sehr.

Der bittre Kelch, er steht bereitet! —
Jetzt unverzagt!
Die reine Magd
Hat mich durchs Leben treu begleitet.
Im Himmel find' ich wieder ja
Maria, mit Angelica!

Da er nichts hörte, sagte er: „so gehe ich denn in den Tod ohne Dein Lebewohl!" Dann wollte er forteilen, aber in demselben Augenblick öffnete Angelica die Thür und lag in seinen Armen.

Wie diese Freude durch den fallenden Regen und durch Gonsalvo's Zorn gestört war, haben wir gesehen; aber wir haben auch durch Raphaels Kommen den Himmel sich wieder aufklären sehen. Es geht oft mit dem Unglück, wie mit einer gefährlichen Krankheit; sie steigt bis zu einem gewissen Grade; kann der Mensch diesen geduldig ertragen, so athmet er wieder leicht, wenn die gefährliche Crisis überstanden.

Der päpstliche Brief brachte Alles in Ordnung.

Die Fahrt über das Meer war leicht und glücklich. In Joppe trafen sie glücklicherweise einen Trupp Pilgrimme und einige deutsche Ritter, mit denen sie die Reise nach Acre fortsetzten. Der Weg,

der sich hier am Meere hinschlängelt, mit einem kleinen Fluß und verschiedenen Sümpfen, ist gefährlich. Der Wind wirft häufig Sandberge auf; hinter diesen verbergen die Araber sich, um auf ihre Beute zu lauern. Unsre vorsichtigen Reisenden ließen immer einen Reiter mit einem Fähnlein auf der Lanze voran galoppiren, um Winke zu geben, sobald Gefahr bevorstehe. Es dauerte nicht lange, bis die Lanze, welche vorher gesenkt gewesen, sich in die Luft erhob. — „Fürchte nichts, Geliebte!" rief Johann, der, gleich den Rittern, mit Flinte, Pistolen und Säbel versehen war, und sich mit natürlichem Anstand und Kraft auf seinem Pferde hielt, welches bewies, daß er hier mehr an seinem Platz sei, als im Kloster. Der alte deutsche Ritter, der neben ihm ritt, vergnügte sich über ihn, und wollte sich gerade in ein Gespräch mit ihm einlassen, als ein Haufe Araber mit ihren Lanzen angesprengt kamen, in einiger Entfernung von den Reisenden hielten und riefen: „sie sollten ihnen ihr Geld und die schönen Fränkinnen geben, so wolle man sie weiter ziehen lassen." Der Araber hatte kaum dies Wort ausgesprochen, als er todt vom Pferde stürzte. Johann hatte ihn ins Herz getroffen. Kaum sahen die Andern dieses, als sie mit ihren Lanzen umkehrten, ihre Renner anspornten und die Flucht ergriffen. — „Recht, junger Mann!" rief der alte Ritter. „Dir sitzt das Herz am rechten Fleck." — „Ach, das war ein glücklicher Zufall," antwortete Johann, und eilte zu seiner Angelica. — „Das ist in Wahrheit ein schönes Mädchen," sagte der alte Deutsche zu den Uebrigen. „Wie anmuthig sie da auf ihrem Esel sitzt, mit dem breiten Pilgrimshute, dem weißen Stabe, und den Muschelschalen über dem braunen Mantel. Glaubt mir, das wäre ein Leckerbissen für Solimans Harem gewesen."

So kamen sie, ohne sonderlich weitre Abenteuer, glücklich über Rama und Gaza, durch Samaria nach Jerusalem. Nun standen sie in dem ovalen Tempel; im Hintergrunde des mittlern Schiffs blinkte ihnen der Hochaltar entgegen, mit seinen Silbergittern, Leuchtern und Kostbarkeiten, übersäet mit Perlen und Edelgestein. Gerade über in dem andern Hintergrunde stand Christi Grabcapelle, von vier starken Pfeilern und zehn Marmorsäulen im Viereck eingefaßt. Die Mosaikbilder an den Wänden von den zwölf Aposteln, der heiligen Helena und dem Kaiser Constantin, hatte der tägliche Rauch von den unzähligen Wachslichtern unkenntlich gemacht. Vor Gottfried von Bouillons schöner Grabstätte vorbei gingen sie zu der des Heilands. Aber wie einfach und unansehnlich war die nicht? Eine kleine, ausgehauene Felshöhlung, inwendig mit einem Tische von Stein, wo nur drei Menschen zusammen stehen konnten. Ein heiliger Schauer ergriff unsre Liebenden, als sie unten im Grabe vor der Steinplatte standen, die des Erlösers Leichnam getragen. Drauf gingen sie an einem seltsamen Bilde in der Abyssinischen Capelle vorbei. Hier hing Christus als Neger am Kreuze; Johannes und Maria, die an seiner Seite standen, waren ebenfalls schwarz; dagegen war der Teufel, an den Fuß des Kreuzes gebunden, als großer, weißer Mann vorgestellt, dessen Zähne und Augen nur die Farbe der Nacht hatten. —

Am nächsten Tage, der ein Palm-Sonntag war, weihete der Guardian die Palmzweige in der Morgenröthe ein, und nachdem er sie unter die Pilgrimme und Mönche vertheilt, ging die Prozession dreimal um die Kirche. Dann ward eine Messe am heiligen Grabe gelesen, wo ein Jeder das Sakrament des Abendmahls

von der Hand des Guardian empfing. Nun ging der Zug hinaus nach Bethphage, wo der Guardian sich auf eine Eselin setzte, und seinen Einzug, gleich dem Heiland, in Jerusalem hielt. Mönche und Pilgrimme stellten die Apostel vor, und das Volk folgte und sang: Hosiana, Du Sohn Davids.

Am Charfreitage war der Altar des Grabes mit gelber Seide (der Farbe des Todes) überzogen, und voll von Perlen und Edelsteinen. In einem großen Gange am Tempel hielten sie ihre Fastenmahlzeit. Auf ausgebreiteter Strohmatte machten Brot, Kräuter, Salz und Wasser die Mahlzeit aus. Dann wanderte man nach Golgatha. Ein Mönch trug das Kreuz. Der Zug ging an den Kapellen der Geißelung, Verspottung und Kreuzigung vorbei, und machte endlich an der Höhle des Kreuzes oben auf dem Berge Halt. Bei den verschiedenen Andachtstätten ward in lateinischer, griechischer, italienischer, deutscher und französischer Sprache gepredigt. Während der Predigt ward das Kruzifix vom Kreuze abgenommen, dann wieder angeheftet, auf dem Golgatha aufgerichtet, herabgenommen, gesalbt, in die Kirche getragen, und in das Grab auf die Steinplatte gelegt. Nun wurden alle Lampen gelöscht, und in dieser Finsterniß beteten die Andächtigen mit bittern Thränen, während die Menge sich geißelte, und die Mönche ein feierliches Miserere sangen.

Nachdem unsre Liebenden in Jerusalem ihre Andacht verrichtet hatten, beschlossen sie, eine Reise zu den heiligen Orten zu machen, um den frommen Mann aufzufinden, der sie trauen sollte. Es war nämlich ausdrücklich im päpstlichen Briefe bestimmt, daß der frömmste Mönch in Palästina, der das strengste Leben führe, sie trauen sollte. Dieses war nach Aller einstimmiger Aussage Bru-

der Jordanus; aber er wohnte jenseits Jericho's, auf dem Vierzigtagsberge — einem fast unzugänglichen Fels in der öden Wüste, wo Christus vom Teufel war versucht worden.

Durch das Josaphat-Thal zogen sie von Hakeldama über Gethsemane zum Oehlberge; aber fanden nicht den Schatten, welchen sie erwartet. Es war fast kein Oehlbaum mehr vorhanden; nur einige andächtige Pilgrimme gingen in der Hitze umher, und sammelten sich kleine, rundgeriffelte Kiesel vom Boden auf. Sie glichen Oliven, und die Legende erzählt, daß sie bei Christi Tod versteinert von den Bäumen gefallen. Von hier kamen sie zu den Gräbern der Propheten, einer Reihe natürlicher Felshöhlen. Die Höhle des Propheten Jeremias, in der Mitte unterstützt von einem ausgehauenen Steinpfeiler, lag am meisten abseits. Hier war es, wo er seine Klaggesänge gedichtet und die Worte: „O, alle Ihr, die Ihr vorübergehet!" an die Vorübergehenden gerichtet hatte.

Gerade als der Führer ihn dieses erzählte, wurden sie von einem wunderbaren Auftritt unterbrochen. Ein hoher, bleicher Mann, in einer braunen Kutte, mit einer Schnur um die Hüften befestigt, mit entblößtem Haupte und flatternden Locken, trat vor in die Oeffnung der Höhle und rief: „Wie liegt die Stadt so wüste, die voll Volks war? Sie ist eine Wittwe; die eine Fürstin unter den Heiden und eine Königin in den Ländern war, muß nun dienen. Sie weinet des Nachts, daß ihr die Thränen über die Backen laufen."

Mit diesen Worten schlug er verzweifelnd seine Hände über dem Haupte zusammen, und verschwand in der Höhle.

Johann und Angelica schauderten. Sie glaubten wirklich den

Propheten Jeremias zu sehen. Aber der Führer sagte: „Der Mann, den Ihr da sehet, ist gerade der, den Ihr suchet. Es ist der fromme Bruder Jordanus. Wenn er nun nicht wäre, wie er ist, so könntet Ihr sogleich Erfüllung Eurer Wünsche erhalten. Aber das ist unmöglich. Er macht seine Wanderung um die heiligen Orte; bei seinem Aufenthalt in diesen Ruinen wird er immer so entzückt, daß er verschiedene Sprüche der Propheten ausruft. Dieses war der Anfang der Klagelieder Jeremiä, die er auf die Christen anwandte und die Türken, die nun leider wiederum Jerusalem in ihrer Gewalt haben. Ich habe ihn auf dem Berge Carmel als Elias predigen, und im Walde, jenseits Bethlehem bei der Johannishöhle, Heuschrecken und wilden Honig essen sehen.“ — Bei diesen Worten drückten Angelica's Mienen Abscheu aus. „O, meine gute Jungfrau,“ sagte der Führer, „es ist nicht so schlimm, wie Ihr glaubt. Es ist hier nicht ungewöhnlich, geröstete Heuschrecken zu speisen; ich habe es oft gethan, ohne deswegen ein Heiliger zu sein. St. Johannes machte freilich wohl eben nicht so viele Umstände damit, er aß sie roh. Was den Honig betrifft, so ist er hier in den Baumstämmen und Felsklüften weit besser, als in Europa in den Körben. Er ist süßer, und erhält von den Blumen, welche die Bienen im Walde aussaugen, einen feinern Geschmack.“ Unter solchen Gesprächen zogen sie weiter. Der Führer versicherte, daß Bruder Jordanus von Niemanden Besuch annehme, ehe er in seiner Eremitenhütte auf dem Vierzigtagsberg zurück sei, und da würden sie ihn treffen, wenn sie zuerst bei den Gräbern der Könige Juda's gewesen, die er ihnen nun zeigen wolle.

Eine Viertelmeile davon kamen sie zu einem großen, in die

Klippen gehauenen Viereck, an welches die alten Grabstätten, wie Zellen an einen Klostergang, stießen. Die meisten waren leer; einige wenige Steinsärge standen hier und dort, mit aufgestellten Zierathen.

Von hier ging der Weg nach Jericho; aber als sie hörten, daß Bruder Jordanus noch nicht angekommen, machten sie noch einen kleinen Umweg zum todten Meere.

Diese traurige Gegend hatte etwas so Niederschlagendes, daß unsre Reisende sich beeilten, je eher je lieber, vor einbrechender Finsterniß, nach Jericho zurückzukommen. Während die Sonne unterging, beleuchtete sie stark ein ziemlich langes Stück Krystall am Ufer, das einem großen Eiszapfen glich. „Was ist das?" fragte Angelica den Führer. — „Seht Euch nicht um;" antwortete er. „Die Arme ward hart genug bestraft für ihre Neugierde, und steht darum zur Warnung für alle Eva's Töchter." Angelica schauderte und verbarg, während sie an der Salzsäule vorbeiritt, ihr Gesicht in ihrem Mantel. Aber als sie zwanzig Schritte davon entfernt war, konnte sie sich doch nicht enthalten, durch den Schlitz des Mantels zu gucken, und zurück zu sehen. Da nun in diesem Augenblick die Wogen heftiger ans Ufer schlugen, so stieß sie unwillkürlich einen Schrei aus, worüber Johann und der Führer lachen mußten. „Da sieht man, was es half!" — sagte der Führer.

Am nächsten Tage begab sich Johann auf den Weg zum Vierzigtagsberg; Angelica blieb in Jericho. Hier saß sie die meiste Zeit im großen, schönen Garten, neben dem Quell des Propheten Elisa unter einem breiten, dickbelaubten Feigenbaume, wo Fische und Krebse sich wollüstig im nassen Element tummelten, und so

zahm waren, daß sie zum Rande kamen, wenn man sie mit Brotkrumen lockte.

Johann ging es anders. Gewaltig öde und versengte Felsen mußte er erklimmen, seine Füße in die Löcher setzend, die in die Klippe gebohrt waren. Bei jedem Schritt rasselten ihm Kieselsteine nach. So kam er endlich zu einem kleinen Steg. Aber hier ward es noch schlimmer. Der feste Grund verwandelte sich in einen schlüpfrigen Lehm, wo er jeden Augenblick in Gefahr kam, in den Abgrund hinabzugleiten. Endlich ward es wieder fester; aber nun mußte er sich an der Felswald halten und sich wohl hüten, nicht in den furchtbaren Schlund hinabzublicken. So erreichte er die Höhe, wo, umringt von Felsspitzen, und beschattet von Klippenstücken die Eremitenhütte stand; ihr kleiner Vorhof war mit Gras bewachsen. Aber wer schildert Johanns Verwunderung, als er mitten auf dem Rasenplatz eine Hellebarde aufgepflanzt sah, mit einem daran gehefteten Pergament, worauf er las: „Ne inducas nos in tentationem, sed libera nos a malo.“ Er kannte sie nur zu wohl. Es war die Hellebarde, womit vor drei Jahren sein Bruder ihn im Rücken verwundet. Es währte nicht lange, bis der Eremit seine Hütte öffnete. Was versuch' ich vergebens, die abgebrochnen Laute des Erstaunens und des Entzückens auszudrücken! Sie umarmten einander am Rande des Abgrundes, und wo der Teufel Jesus versuchte, da zerstörte nun die ewige Liebe des Versuchers Macht aufs Neue. Johanns und Martins Kummer war geendet.

Daß es Gewissensbisse waren, die Martin zu dieser Reise, diesem Aufenthalt, dieser strengen Buße gebracht, sieht man leicht. Eine tiefe Melancholie bemächtigte sich seiner oft so heftig, daß sie

mehrmals in Wahnsinn überging. Dieser bestand darin, daß er sich bald für den einen, bald für den andern merkwürdigen Helden des alten oder neuen Testaments hielt, nach Verschiedenheit der Orte, wo er sich aufhielt. Wenn er nach einer solchen Reise in seine Hütte zurückkam, sank er bleich und ermattet auf sein Lager nieder; eine stille Wehmuth bemächtigte sich seiner; die Erinnerung an sein vorhergehendes Leben stand klar vor ihm, und er war da ganz er selbst. In einem solchen Augenblicke traf ihn Johann, und brachte ihm seinen schönen Trost.

In Jericho, unter dem breiten Feigenbaum am Quell der Propheten Elisa und Johannes, ward Johannes und Angelica's Vermählung gefeiert. Martin trauete sie. Das junge Ehepaar vermochte ihn dazu, den furchtbaren Fels zu verlassen, und zur Höhle Johannes des Täufers zu ziehen, die in einem der wildesten, aber zugleich schönsten und gesundesten Wälder Palästina's an einer schönen Quelle liegt. In der Nähe seiner Eremitenhütte baueten sie sich ein Haus, im Schatten einer Menge von Brotbäumen. Das Wenige, welches nun noch erfordert ward, verdienten sie, indem sie Pilgrimskleider verfertigten, die sie den Frommen verkauften. Johann verfertigte Schuhe, Angelica Mäntel, und nähete mit ihren weißen Händen Muschelschalen darauf.

Es währte nicht lange, bis sie einen kleinen Leo hatten, und einige Jahre darauf einen Urbino, benannt wie die beiden Geschwisterkinder in Europa, nach dem guten Papste und dem guten Künstler. Martin taufte sie im Jordanstrom, an demselben Ort, wo Johannes Christus getauft. Viele Reisende wußten zu erzählen von dem glücklichen Ehepaare an der Johanneshöhle. Raphael erhielt manchen freundlichen Gruß. Mit der Zeit hörte

man auf, von ihnen zu reden. Nach eines Menschenalters Verlaufe war Niemand mehr dort, der Pilgrimskleider nähete. Aber man fand drei mit Blumen bekleidete Gräber an der Johannes-höhle, und man sah einst zwei junge Helden am heiligen Grabe knieen und den Ritterschlag empfangen, von denen der eine Leo, der andere Urbino hieß.

Der Eremit.

Es war ein etwas kalter, aber klarer und lichtblauer Septembertag, als Theodor und Susanne durch den Wald fuhren, den Vater der Neuvermählten, den Eremiten, auf dem Harze zu besuchen, seinen Segen zu empfangen, und ihn mit sich nach Schwaben zu nehmen. — „Wie wird's uns freuen, ihn in dem hübschen kleinen Waldhause zu sehn!" sagte Susanne. — „Lebt er denn als wirklicher Eremit der alten Zeit?" fragte Theodor. — „Auf keine Weise, mein Freund; fern ist's von ihm, Aufsehen erregen zu wollen. Wenn Du seine Geschichte hörst, wirst Du seh'n, daß nicht Neigung, sondern Noth ihn in diese Lage versetzte." — „Er hat ja seine eigene Geschichte niedergeschrieben?" — „Ja, und versprochen, sie uns den ersten Abend, an welchem wir ihn sehen werden, vorzulesen!" — „O, laß uns eilen," rief der rasche, junge Mann; und die muthigen Pferde zogen mit verdoppelter Schnelligkeit den schönen Wagen durch den Wald der Gegend zu, wo des Greises Wohnung sich befinden sollte.

Um zum alten Franz zu kommen, mußten sie erst durch ein Dorf fahren, welches an einer Außenseite des Waldes lag. Als sie zur kleinen Kirche kamen, stand der Küster im schwarzen, abgeschliffenen Rocke in der offenen Pforte. „Ist hier Gottesdienst?" fragte Theodor! — „Es ist eine arme Leiche," antwortete jener,

und Theodor ließ den Pferden den Zügel nach. „Es hat etwas Niederschlagendes,“ sagte er zu Susanne, „ein Leichenbegängniß in der blühenden Natur zu sehn. — Die grünen Bäume schauen mit stolzer Verachtung auf des Sarges Deckel nieder, und blühen noch unzählige Sommer mit jungem Laube über den liebenden Kindeskindern, die unter demselben Schatten, wo der Greis als Kind spielte, einander finden.“ — „Doch der Baum liebt nicht, Theodor! und mit ganz andern Blättern, einer ganz andern Krone beschattet er unsre Nachkommen.“ — „Aber, Susanne, es ist doch immer derselbe Baum.“ — „Gibt es ein schöneres Bild der Unsterblichkeit?“ rief sie. „Beweist nicht gerade der Baum, daß die unsichtbare Kraft über dem sichtbaren Körper steht?“

Unter diesem Gespräche, welches sie in eine ernste Stimmung versetzte, kamen sie der Hütte näher. Hier fing der Wald an so dicht zu werden, und der Boden so uneben, daß sie nicht weiter fahren konnten. Sie stiegen ab, ließen den Wagen in des Dieners Händen, und wandelten den beschriebenen Weg. Plötzlich hörten sie langsame Psalmentöne eines sich nähernden Leichenbegängnisses; und bald sahen sie einen hellgelben Sarg sich durch die grünen Büsche bewegen. Er ward von vier Bauern getragen; vier alte Männer in schwarzen Mänteln machten das Gefolge aus, und einige Schulkinder gingen voran und sangen:

Der grüne Baum verliert sein Laub;
Es welkt, und fällt, des Winters Raub,
Bald blüh'n ihm neue Kränze.
So welk' auch ich im dunkeln Wald!
Doch grünen werd' ich wieder bald
In jenem, ew'gen Lenze.

Der Vogel schwingt die Flügelein,
Und eilt vom kalten, nord'schen Hain
Nach Südens Blumenwiese;
So flieg' auch ich, wenn Alles kalt,
Durch meines Schöpfers Allgewalt
Nach jenem Paradiese.

Der Schmetterling vernimmt das Licht,
Er seine schwarze Larve bricht,
Und breitet seine Flügel.
Noch kriech' ich hier — wie er, ein Wurm;
Bald schwing' ich mich durch Nacht und Sturm
Nach jenem Sonnenhügel.

O Du, der nicht Dein Kind vergißt,
Laß mir, o Meister! Jesu Christ!
Die Hoffnungsternlein funkeln.
Charfreitag bringt den blassen Tod:
Doch Ostern glüht im Morgenroth;
Dann steig' ich aus dem Dunkeln.

Nun, Freunde, senket mich hinab!
Die Glocke ruft, es harrt das Grab
Dort unter jenen Buchen.
Mich lieben meine Kinder sehr,
Und — finden sie die Hütte leer —
Sie werden da mich suchen!

Susanne hatte kaum den Sarg gesehn und den Gesang gehört, als sie davon überzeugt war, daß es ihr Vater sei. Haltet! rief sie. Laßt mich ihn noch einmal sehen, ehe er in die

dunkle Grube sinkt." — Als sie hörten, wer Susanne sei, standen sie sogleich still. Es war in der Nähe eine Bank unter einer Eiche, wo der alte Franz zu weilen pflegte, wenn er Abends seinen Spaziergang machte. Hier setzte man ihn zum letzten Male nieder. Die reizende junge Frau knieete vor dem Sarge, ihre blauen Augen schauten zum Himmel empor, und die braunen Haarflechten fielen in vollen Ringen über ihre Schultern.

„Das ist nicht mehr als billig," sagte der alte Tischler Wolf, des Eremiten Freund, indem er in die Tasche griff und seinen Schraubenzieher suchte; „so seh'n wir Andere ihn doch auch noch einmal. Mit diesen Worten schraubte er den Deckel vom Sarge und schlug ihn zur Seite. Da lag der bleiche Franz, in einfachem weißen Hemde, mit einem kleinen blauen F. im Schlitze, den Susanne selbst genähet hatte; die Hände gefaltet; ein freundliches Lächeln auf den blauen Lippen. Es war, als ob der Greis mit freundlichem Drohen der Tochter ihre Leidenschaft verwiese. — „Folge ich nicht der Forderung der Natur?" schien er ihr zu sagen, — „und bist Du nicht glücklich?" — Mit einer stummen Bewegung bat sie den Tischler, den Deckel wieder fest zu schrauben. Aber ungeachtet er sich beeilte, ihrem Begehr nachzukommen, konnte er einen kleinen Eichenzweig doch nicht hindern, auf des Todten Brust niederzufallen. „Den soll er behalten," sagte Wolf; „die alte Eiche und der alte Franz waren Freunde, und wäre das Glück im Leben mit ihm gewesen, hätte er wohl einen Eichenkranz gewinnen können, wie manche Andere." Nun ging der Zug zur Kirche, nachdem Theodor und Susanne, als nächstes Trauerpaar, eingetreten.

Die ersten Tage überlassen wir Susannen ihrem Schmerze.

Sie hatten sich in ein Haus eingemiethet, nicht weit von der Eremitenhütte. Dorthin machten sie häufig Wanderungen. Neben der Hütte war eine Feuerstelle; dort kochten sie sich selbst Thee; der alte Diener richtete Alles aufs Beste ein.

Wie freute sich Theodor, als er zwischen den Papieren des Alten sein mit eigner Hand aufgezeichnetes Leben fand. Der Diener mußte, nachdem er das Theezeug weggenommen, zum Dorfe gehn, einen Korb mit Bedürfnissen für Abend und Nacht zu holen. Die Sonne stand noch hoch genug, um das runde, bunte Fenster über der Thür zu erheitern. Gerade vor dem Eingange war ein jäher Abgrund, dick mit Gebüsch und Bäumen bewachsen. Einzelne Raubvögel schrieen, und erweckten die lebhafte Vorstellung einer Einöde. Wie freute es Theodor, mit seiner Susanne in dieser Einsamkeit zu sein. Bildung hatte sich bei ihr mit der reinsten Natur vereint, und feiner Geschmack mit holder Einfalt. Nun nahm er das Manuscript, rückte den Tisch vor die Hüttenthür und setzte sich. Susanne langte aus Gewohnheit ihr Strickzeug hervor; aber kaum hatte Theodor begonnen, als sie es schon zurücklegte.

Theodor hob an:

Meines Lebens erste Periode.

Ich bin in einer kleinen Stadt Schwabens geboren, wo mein Vater Prediger war. Hiedurch erhielt meine Seele früh einen Hang zum Feierlichen und zum Still-Religiösen, welches doch wiederum auf eine sonderbare Weise gegen mein sanguinisches Temperament und meine lustige Kindlichkeit abstach.

Da meine ganze Kindheit sich um die Kirche drehte, so ist leicht einzusehn, daß sie der Mittelpunkt von allem mir Bedeutenden werden mußte. Bei jeder Taufe, jeder Hochzeit, jedem Begräbniß war ich zugegen, und lernte auf diese Weise frühzeitig Menschen in den wichtigsten Epochen ihres Lebens beobachten. Noch jetzt sehe ich den Kirchenstuhl ausgeschmückt mit künstlichem Laubwerk von Wachspapier, mit vergoldeten Zitronen und einer langen Schnur schmalen, rothen Bandes. Noch jetzt sehe ich die wohlgenährte Hebamme mit dem Kinde durch die Kirchenthür kommen, während die Gevattern sich um den frohen Vater sammeln, und die Kinder unter der Aufsicht eines Mädchens einen nicht ferngelegenen Stuhl erklettern, um Zeugen bei der Taufe des kleinen Bruders oder der kleinen Schwester zu sein. Noch sehe ich unsers Nachbarn Söhne, die sonst immer wie Gassenbuben gingen, plötzlich eines Morgens mit weißen Alaun-Handschuhen, dreieckigen Hüten, von oben bis unten in neues rhabarbarfarbenes Tuch gekleidet; immer in die Tasche greifend und an die blanke Stahlkette, um zu sehn, welche Zeit es auf der neuen Uhr sei; während die steifen Haarbuckeln an den Ohren dem Puder und der Pomade widerstreben, um in die tägliche Ordnung zurück zu fallen. Weniger vergnügt's mich, mir den Putz zu denken, worin die armen Mädchen kamen. Es liegt in der weiblichen Natur, sich zu schmücken; und junge Mädchen hindert Armuth mehr, als Mangel an Geschmack, diesem Triebe zu folgen. Wie viel Mitleid fühlte ich schon frühzeitig mit einem solchen kleinen Geschöpf, wenn sie mit strammgeschnürtem, schwarzem Taftrocke und unbedeckter Frisur im Winde einherging, der in ihren Toupée fuhr und ihn zurückzog, wie den Fächer eines

schwarzen Puters. Aber welcher Unterschied! Der Puter war dumm und aufgeblasen; hier sah ich Betrübniß, ja oft Thränen im Auge. Mehr gefiel es mir, wenn zuweilen eines wohlhabenden Mannes Tochter, von feinerer Erziehung als gewöhnlich, in unserer Kirche confirmirt ward. Es war an ihrem Confirmationstage, daß ich meine Adelheid kennen lernte.

Von dem Augenblicke an, als ich sie sah, hatte ich keinen höheren Wunsch, als sie zu besitzen. Das gab meinem Leben eine andere Richtung. Vorher hatte ich in meinen Träumen hingelebt; und da meine Seele an keinen bestimmten Gegenstand sich fesseln konnte — denn meine Mutter war todt und mein Vater lebte meist in seinem Studirzimmer — so phantasirte ich weit umher, und schritt oft mit meinen Gedanken über in die andere Welt und das künftige Leben.

Bei jedem Begräbniß war ich zugegen, und unterredete mich mit dem Todtengräber; die Unterredungen waren wohl nicht alle Hamlet'sche, gingen aber doch auf etwas Aehnliches hinaus. Es vergnügte mich, mit dem alten Manne zu sprechen und seine Meinungen zu hören. Einmal sagte er zu mir, während er in einem neu aufgeworfenen Grabe stand: „Er geht ja nun in die Schule und lernt so viel, aber kann Er mir denn wohl sagen, wie man Geographie und Landkarte in der Welt gelernt?" — „Nein, Paul," antwortete ich. — „Das kommt daher," sagte er, „weil, als der Teufel den Doktor Faust mit sich hinauf in die Luft in einem Glaskasten nahm, er ihm die ganze Welt zeigte und sie ihn da abzeichnen ließ." — Das kam mir sehr einleuchtend vor, da es wirklich, wenn man auf eine Landkarte blickt, aussieht, als schwebe man selbst hoch in der Luft und übersähe

alle Gegenden. — Ein andermal erzählte er mir, daß er oft dem Kobold mit rother Mütze oben in dem Kirchthurme begegne, wenn er die Uhr aufziehen solle; und daß er ihn einst von der Treppe hinunter geworfen. So allegorisirte Paul seinen Rausch und den daraus folgenden Schwindel. Der arme Alte war ein großer Freund vom Branntwein, und das ward sein Tod. Denn, wenn er umher gehen sollte, der Gemeinde anzusagen, ob Frühe= oder Nachmittags=Predigt sein werde, erhielt er in jedem Hause einen Schnaps oder Groschen. Mit solcher Ladung fiel er eines Nachmittags, da der Weg schlüpfrig war, in eine Gruft und ertrank. Es that mir leid um den alten Paul, und ich erinnere mich noch seiner, als meines ersten Lehrers im Tragischen, wenn ich da stand und in die längliche Grube starrte, wie ein Kind durch die Ritzen des Saals, wo man ein seltenes Fest bereitet. War keine Leiche da, so besuchte ich das Beinhaus, und schauderte oft, einen unbekannten ertrunkenen Menschen vom nahen Ufer da zu finden. Mit allem diesem verband ich, wie gesagt, meine kindliche Heiterkeit; mit gleichem Eifer betrachtete ich eine seltene Blume, ein fremdes Thier, und aß mit größtem Appetit ein Stück Kuchen, während meine Augen noch naß vom Choral waren: Wer weiß, wie nahe mir mein Ende.

Aber jetzt verdrängte Adelheid jede andere Vorstellung. Die Blumen waren längst von ihren Stielen gefallen, selbst die Astern des Herbstes. Feld und Wald standen öde, aber Adelheid blühete noch, wie die schönste Rose in ihres Vaters Fenstern. Der Sturm in den nassen Zweigen stimmte wunderbar zu meinem Zustande. — Im Oktober waren einige schöne Tage. Es war, als mache der Sommer einen Versuch zurückzukehren. Aber es fehl=

ten die Blumen. Große gelbe Büschel mischten sich unaufhörlich zu den grünen Blättern. Ich setzte mich draußen im Walde, und las die damals herausgekommene Uebersetzung Ossians; man kann leicht denken, mit welcher Empfindung. Mehr die Kälte, als die Dunkelheit, zwang mich aufzuhören, denn der Mond war schon hervor getreten, und schien klar durch seine Silberwolke.

Ich war nicht lange gegangen, als ich eine weibliche Stimme einen furchtbaren Schrei ausstoßen hörte. — Wer ist da? Ich eilte hinzu, und es war Adelheid. Sie kam von einem Besuche; der Abend überfiel sie, sie fürchtete sich, allein zu gehn, und schrie, als sie das Laub rasseln hörte. Was war natürlicher, als ihr meinen Arm zu bieten? Sie nahm ihn ohne Umstände an. Nachdem die ersten Höflichkeiten vorgebracht, war es auch mit meinem Vorrathe zu Ende. Ich war stumm, und mein Schweigen machte auch Adelheid verlegen. Und dennoch wäre ich auf diese Weise gern in Ewigkeit fortgewandert. Inzwischen brachte Adelheid das Gespräch bald wieder in den Gang, indem sie mir sagte: „Sollten Sie wohl glauben, lieber Franz, daß mein Vater den Mond nicht leiden mag?" — „Den Mond nicht leiden?" rief ich mit Verwunderung. — „Nein," fuhr sie fort — „er leuchte das ganze Jahr hindurch allzuwenig," sagt er, „vorzüglich wenn man alle die Tage abrechne, wo Wolken und Ungewitter ihn hindern, durchzubrechen. Er ist sehr fürs Nützliche, wie Sie wissen, und findet zu wenig Oekonomie in der Einrichtung. Er meint, daß es ungleich besser auf dem Jupiter sein müsse, wo vier Monde sind; nicht des Saturns zu gedenken, der sieben Monde und einen Ring hat." — „Da muß es auch viele Verfinsterungen geben," antwortete ich; „der eine

muß oft dem andern im Wege stehn." — „Und gar zu hell sein," fuhr Adelheid fort; „mir scheint gerade dieser Wechsel von Licht und Schatten schön zu sein. Ist's lange dunkel gewesen und der Mond kommt dann, so wird man so vergnügt." — „Der Mond am Himmel wirkt wie ein schönes Angesicht auf Erden," sagte ich. — Ich merkte nicht, daß ich vor Adelheids Thür stand, bis sie meinen Arm losließ, dankte und schellte. Die Thür öffnete sich und sie verschwand. Freude= und liebetrunken eilte ich wieder zum Walde. Die Stelle, wo ich sie zum ersten Male getroffen, war mir ein Heiligthum. Ich schnitt ihren Namen in einen Baum; und als ich zu Hause kam, machte ich meinem Herzen durch ein kleines Gedicht Luft, dessen ich mich noch erinnere.

Hier ging sie in den dunkeln Waldesschatten.
Wie glücklich wart Ihr, weiche, grüne Matten!
Ihr kleiner Fuß hat Euer Gras berührt;
Eu'r Blumenstrauß hat ihre Brust geziert.
Der Vogel sang; die Blätter blühten frischer,
Es staunt' am Flusses Rand der alte Fischer.
Die Welle glättet sich — sie fließet mild —
Und von dem Spiegel strahlt das schöne Bild!

Doch tiefer noch, als jene kalten Wogen,
Hat diese Brust ihr Bild hineingezogen.
Den Stolz, die Freiheit, die mich sonst beglückt,
Hat jener kleine Fuß in Staub gedrückt.
Jetzt blüht sie, wie die Ros' im sanften Schlummer,
Und achtet nicht des armen Jünglings Kummer.
Er wandelt durch die Nacht, er ruhet nie;
Der Stern entdeckt ihn — schön und kalt, wie sie!

Jetzt schneid' ich ihren Namen in die Buchen.
Da wird ihn manche Nacht Diana suchen;
Die kalte Göttin, jugendlich belaubt,
Mit ihrer lichten Sichel auf dem Haupt.
Im nächsten Sommer werden Himbeerhecken
Mit blut'gen Beeren diesen Namen decken.
Dann lacht Diana meiner Liebesqual,
Und treibt die leichte Wolke durch das Thal.

Dies Gedicht schrieb ich mit verstellter Handschrift, und heftete es den nächsten Morgen an die Buche über Adelheids Namen. Als ich es am Abend wieder besuchen wollte, war es fort. Ist sie hier gewesen? dachte ich; hat sie's genommen? Liebt sie mich? — Oder hat der Wind oder eine plumpe Jägerhand es abgerissen? — Nach nichts verlangte mich mehr, als sie wieder zu sehn, um aus ihren Mienen mein Schicksal zu lesen. Aber ich hatte sie nie kälter und ruhiger gesehn, als jetzt; und da es sich wiederum eines Abends traf, daß wir zusammen durch den Wald gingen, bat sie eine Freundin, mit zu gehn, und sprach den ganzen Weg fast kein Wort mit mir. Wie manche Thräne kostete dies meinem unerfahrnen Herzen! Aber bald sollte ein Zufall meine Augen öffnen, und mich meines Irrthums überführen.

An einem Herbstabende, als mein Vater und ich Adelheids Vater besuchten, hörten wir, ehe Licht angezündet war, im hellen Mondschein, ein Saitenspiel vor den Fenstern. Adelheid öffnete das Fenster: „o, der arme Knabe!" rief sie; „ihn frieret gewiß. Kommt herein, lieben Leute." Nun trat ein Spielmann mit einem Klarinet ein, ein anderer mit einem Triangel und der kleine Knabe von etwa acht Jahren, mit einem Hackbrete

Bayerische Staatsbibliothek München

unter dem Arm. Sie wollten sogleich anfangen, aber die mitleidige Adelheid sorgte zuerst für den Kleinen, und gab ihm Thee und Zwieback. Der Vater schien gerührt über diese Zuvorkommenheit, und als Alles in Ordnung war, sang er uns mit seinem Triangel ein lustiges Lied übers andere, während der Zweite die Klarinette blies und der kleine Knabe mit großer Fertigkeit das Hackbret schlug. Wir waren Alle recht vergnügt darüber und Adelheids Vater legte zum Abschied einen Silberthaler auf des Virtuosen Saitenspiel. Der Klarinettist bückte sich, ohne das Instrument vom Munde zu nehmen, und der Triangel des Vaters schien bei diesem Anblick einen schönern Silberklang zu erhalten. Nun sahn sie einander an, nickten und stimmten zum Abschied folgenden Gesang an:

So thöricht ist keiner, so wenig gerecht,
Als eben der Jüngling in liebenden Tagen.
Er glaubet, das Mädchen es minne nur schlecht,
Weil nicht die Gefühle sie wage zu sagen.
Was will er? Was fordert er? Weiß er es auch?
Wie kennt er so wenig der Herzen Gebrauch?

Was singet der Vogel von Liebe der Nacht?
Sein artiges Flöten kann vieles bedeuten.
Was plaudert des Morgens erröthende Pracht?
Sie grüsset den Alten gleich blühenden Leuten.
Was schwatzet der Mond mit dem silbernen Schein?
Das heilige Licht kann Verräther nicht sein.

Doch sprechen sie mehr, als der zierlichste Styl,
Was Lippen vergeblich noch suchten zu nennen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Sie deuten das innige, stumme Gefühl.
Glückseliger! kannst Du die Liebe verkennen?
Du nennest sie grausam, weil wenig sie spricht?
O, könnte sie sprechen, so liebte sie nicht!

O, seliges Schweigen im stummen Besitz!
Beredsamkeit brauch' am geselligen Orte!
Da töne die Stimme mit heiterem Witz!
Doch Liebende sprechen und brauchen nicht Worte.
Wie thöricht, o Amor, die Menschen doch sind.
Stumm bist Du, mit blitzenden Augen! — nicht blind.

Der Dämmerung ungeachtet ward ich doch sehr wohl beim Mondenlicht Adelheids Verwirrung gewahr. Um sie zu verbergen, machte sie sich außerhalb dem Zimmer ein Geschäft, aber ich hatte genug gesehen, um die süßeste Hoffnung zu fassen. Als die Musikanten gingen, folgte ich ihnen hinaus, und der Sänger gab mir mit Vergnügen eine Abschrift seines Liedes.

Ich hatte mir so oft Etwas von dem, was sie besaß, gewünscht; eines Tages stieg meine Freude über alle Maßen — ich erhielt einen Brief von ihr! Ich traute meinen eignen Augen nicht, erbrach ihn, und las:

„Weil mein Vater sich in den Finger geschnitten und nicht schreiben kann — und weil Ihr Herr Vater, lieber Franz, erst Sonnabend aus der Stadt zurück kommt, versetzt der Zufall Sie in die Nothwendigkeit, einige schlecht geschriebene Zeilen von mir zu lesen. Saul geht morgen nach der Stadt; wollen Sie wohl so gut sein, durch ihn Ihren Vater daran zu erinnern, mit dem Gärtner Rabe über den guten Kleesamen zu reden, den er mei-

7 *

nem Vater so lange versprochen hat? Und sollte der Zufall ihn an der Thüre der Madam Marnini vorbeiführen, so wäre er vielleicht so gütig, für mich eine Rolle seladongrünes Band mitzunehmen, und den Betrag auszulegen. Wir schämen uns, Ihnen so viel Mühe zu machen; aber Nachbarn müssen einander behülflich sein, und wir sind willig, Ihnen wiederum mit Allem, was wir vermögen, zu dienen.

Adelheid."

Brauche ich Liebenden zu erzählen, daß dieser Brief tausend Male geküßt ward? Auf dem feinen Papier hatte ihre weiße Hand geruht. Und nun gar ihr Name, und „lieber Franz," und das grüne Seladonsband. — O, süße Zeit der ersten keimenden Liebe! Es gibt nur eine eben so süße, das ist die Liebe zum Kinde; sie ist nicht so heftig, aber eben so tief, und dauert bis zum Grabe! —

Hier brach Susanne in laute Thränen aus. — „O, mein Vater!" rief sie; „sie dauert auch jenseit des Grabes, wo Gott und die Engel wohnen!" — Theodor las weiter:

Unsere Neigung zu einander wuchs täglich, und es kostete uns täglich mehr Mühe, sie zu verbergen. Endlich war der Augenblick gekommen, in dem sie mir ihre Liebe bekennen sollte. Diese freudige Botschaft erhielt ich am Freudenfeste, in der Nacht, wo die Engel den Hirten auf dem Felde das süße Evangelium verkündet. Es war an einem Weihnachtabende; die Jugend des Städtchens war bei ihrem Vater versammelt. Erst speisten wir Alle an einem langen Tische zu Abend; eine festliche Bowle Punsch rauchte mitten auf dem Tische; die muntern Jünglinge holten sich oft eine Herzensstärkung, und selbst die Damen muß-

ten sich darein finden, ein kleines Glas zu leeren. Dann ward der Tisch weggenommen und es sollte heiliger Christ gespielt werden. Während man die nöthigen Anstalten machte, scherzte Adelheid mit einigen Kindern, die zu klein waren, um an dem Spiel der Erwachsenen Theil zu nehmen, und die halb verwundert, halb niedergeschlagen, als müßige Zuschauer dastanden. „Kommt," sagte sie, um sie aufzumuntern, „laßt uns Handschuh ziehn!" — und wirklich zog sie in diesem Augenblick den ihrigen aus und legte die schönste Hand auf ihren Schooß. Die Kinder waren gleich bereit. Wie beneidete ich's den kleinen braunen Händchen, auf der größern, schneeweißen Hand zu ruhen. Meine Augen ruhten auf Adelheids; sie fragte in fröhlichem Tone: „wollen Sie mitspielen, Franz?" Natürlich war ich dazu sogleich bereit. Ich knieete vor meiner Geliebten, um von gleicher Höhe mit den Kindern zu sein, — legte meine Hand zuerst auf die ihrige, und zitterte vor Freude, da Adelheids endlich mit ihrer ganzen weichen Fläche die meinige berührte. Als die Reihe im Wechsel des Spiels an mich kam, konnte ich mich nicht enthalten, ihre Hand zu drücken. Das rauchende Glas hatte mich dreist gemacht. — Was schildert meine Freude, als ich merkte, daß sie's ohne Zorn ertrug; sie begegnete sogar bedeutungsvoll mit ihrem Blicke dem meinigen. Mir schwindelte, und Adelheid, die meinen Zustand merkte, und die sich besser zu fassen wußte, stand auf und glaubte so dem Spiele ein Ende zu machen. Aber dazu hatte es zu ernstlich begonnen. Es ward getanzt, und diese Beschäftigung dämpfte weder mein noch Adelheids Feuer. Endlich ward ein Pfänderspiel gespielt. Beim ersten einzulösenden Pfande ward bestimmt, daß, wenn es eines Mädchens sei, solle sie mit Franz

gehen, nach den Sternen zu gucken. — Das Pfand ward hervorgelangt; es war Adelheids Ring! Sie erröthete, aber lachte, damit man's nicht bemerken solle, sprang mit erzwungener Leichtigkeit von ihrem Stuhl, nahm mich, den Zitternden, bei der Hand, und zog mich hinaus. Die Andern hatten nichts gemerkt; sie waren zu beschäftigt mit ihren eigenen Pfändern, und die Meisten hatten auch einen bestimmten Gegenstand, worauf ihre Gedanken gerichtet waren.

Als ich in der sternenhellen Nacht unter freiem Himmel mit der schlanken Adelheid dastand, drückte ich sie an meine Brust, und ihr Arm umfaßte mich wiederum. Aber hier erhielt ich einen neuen Beweis von weiblicher Fassung mitten in der Leidenschaft. Ein brennender Kuß und ein: „Ewig Dein!" war kaum aufgedrückt und von Beiden ausgesprochen, als sie sich mit den Worten von mir losriß: „Um Gottes Willen, laß uns hineineilen!" — Und kaum war sie hineingetreten und befragt: „wie viele Sterne sind da?" als sie sagte: „da ist Einer über alle andere! Geht selbst hinaus und zählt sie, wenn Ihr mir nicht glaubt." — Damit war das vorbei. Und wie glücklich fühlte ich mich; ich, der dieser Stern war!

Obgleich Adelheids Vater sowohl an Stand, als Amte, über dem meinigen stand, hatte er doch nichts gegen unsere Verbindung. Nun legte ich mich mit allen Kräften auf die Theologie. Prediger, wie mein Vater, zu werden, war mein höchstes Ziel; und ich eilte nach Tübingen, mich zum Kandidaten vorzubereiten.

Hier folgte ein Strich im Manuscript, und das Folgende war mit schwärzerer Tinte geschrieben und hatte eine andere Ueberschrift; hieraus schloß Theodor, daß es viele Jahre später, als das Vorhergehende, verfaßt sei. Die Liebe, und alle die kleinen Züge, womit sie ausgemalt, ließen vermuthen, daß Franz das Meiste im jugendlichen Alter aufgeschrieben hatte, als noch jeder Auftritt seines Lebens klar seinen Augen vorschwebte. „Es ahnet mir," sagte Theodor, „daß von nun an das Blatt sich wenden wird; diese holde Liebes-Idylle, die mit der unsrigen so viel Aehnliches hat, darf nicht heute durch eine darauf folgende Tragödie gestört werden. Bis hieher ist Dein Vater glücklich gewesen, und wir wollen es mit ihm sein. Außerdem ists schon dunkel, die Sonne ist untergegangen, und dort steht schon der Mond und schaut mit seinem bleichen Antlitz hinter der schlanken Esche hervor." So redend ergriff Theodor seine Zither, stimmte sie, und sang:

Heilige Dämm'rung! du Tempel der Liebe, der Freuden!
Sollt' ich in deinen Umschattungen Thränen vergeuden?
Jetzt, da die drohende Sorge schon lange dahin,
Sollt' ich sie rufen und mahnen mit ängstlichem Sinn?
Heiliger Augenblick, nein! Ich will ganz dich genießen;
Wo die erhabenen Waldungen dicht mich umschließen,
Wo mit der Freundin ich glücklich und selig allein,
Töne mein flammender Dank durch den blühenden Hain.

Doch, was entdeck' ich? Zwei luftige Schatten sich heben.
Adelheid — Franz! — In der Wiese dort unten sie schweben.
Möchten so gern in den Wald! In das pechschwarze Boot
Ruft aber Charon sie wieder, der scheußliche Tod.

Sieh', wie sie gleiten, als Dunst, der hinauf sich bemühet.
Adelheid hält in der Hand eine Rose, die blühet,
Taucht sie mit traurigen Mienen in kühlenden Thau —
Ach — und der Purpur verschwindet ins neblichte Grau!

Weine nicht, Liebchen! Ich sehe sie wieder, o Wonne!
Dort in Elysiums Hain in der purpurnen Sonne.
Morgen und Abend da wechseln im ewigen Roth;
Da ist nur Leben, was hier uns erschienen als Tod.
Sahst Du im Boote mit Charon ans Ufer sie fliegen?
Kaum war der heilige, göttliche Boden bestiegen,
Als er, ein kräftiger Jüngling, begeistert und warm,
Drückte die reizende Braut in den nervigen Arm.

Am nächsten Abend las Theodor die zweite Hälfte vom Lebenslaufe des Greises, überschrieben:

Meines Lebens zweite Periode.

Mein liebstes Vergnügen in Tübingen war, hinaus auf den grünen Anger zu gehn, unter den schattigen Lindenreihen zu wandeln, und mich unter einen großen Baum zu setzen, um an meine Adelheid zu denken. Einst fand ich, zu meinem Lieblingssitze kommend, den Platz besetzt. Ein wohlgebauter Mann saß darauf und las in einem Buche. Als er mich sah, grüßte er freundlich, und ließ sich mit mir in ein Gespräch ein. Ich setzte mich neben ihn. Neugierig fielen meine Augen auf sein Buch, und ich sah die Worte, Romeo und Mercutio über einige Repliken gedruckt, woraus ich schloß, daß es ein Schauspiel sei. Der Fremde hatte etwas eben so Freundliches, als Imponiren=

des in seinem Wesen, und als junger Mensch wagte ich's nicht, ihn zu fragen. „Sie suchen auch das Grüne und die Einsamkeit?“ sagte er. — Ich verneigte mich und antwortete: „Ja.“ „Nun,“ sagte er, „das ist natürlich. Aber hier ist's doch etwas zu einsam für mich, und auch nicht Bäume genug. Um recht vergnügt zu sein, verlange ich, daß überall mehrere Dinge zusammen treffen. Es muß warm und zugleich kühl sein. Es müssen Menschen da sein, aber ich muß nicht verbunden sein, mit ihnen umzugehn. An einem abgelegenen Fleck zu sitzen, wo ich weiß, jeden Augenblick, wenn ich will, der Menge mich beigesellen und mir meine Gesellschaft auswählen zu können; einer frischen, schattigen Kühle zu genießen, während die Sonne auf der Heerstraße brennt; — das mit einem guten Buche in der Hand, auf einer bequemen Bank, ist eine meiner höchsten Freuden.“ — „Ich muß gestehen,“ war meine Antwort, „daß ich mehr das bloße Landleben liebe. Je einsamer und ländlicher, um so besser.“ — „Das kommt daher, daß Sie, so viel ich Ihnen anmerke, verliebt sind; und der Verliebte ist, gleich Adam, am liebsten mit Eva allein im Paradies.“ — Ich erröthete. Ist er ein Hexenmeister? dachte ich.

Der Fremde hatte etwas Auffallendes und Einnehmendes in seinem Wesen. Es kam eben ein Mädchen mit Kirschen vorbei; während er hinging, sich einige zu kaufen, sah ich in sein Buch. Ich fand wenig Trost; es war in einer mir unbekannten Sprache geschrieben, und so weit ich schließen konnte, Englisch. Ich sah nach dem Namen und las: William. Es stand noch ein Name da, der aber so wunderlich buchstabirt war, daß ich es in der Eile nicht lesen konnte. Ich warf meine Augen aufs Kupfer, es stellte, mei-

ner Meinung nach, einen Prediger vor, mit Halskragen, einer offnen, hohen Stirn, und ernsten schönen Augen. Nur wunderte mich's, daß er Ohrenringe trug. Es schien mir, als ob ich ihn kennen sollte, als ob ein alter vergessener Freund jetzt plötzlich mit allen lieben Erinnerungen vor mir stehe. Ich dachte an den Kirchhof, an die Konfirmationssonntage, Weihnachtfeste und meine Adelheid. Der Fremde kam mit einem Kohlblatte voll großer reifer Kirschen zurück. Er sah mir ins Auge, sah aufs Buch, dann sagte er: „Ach, Shakespeare! Lesen Sie auch Englisch?" — Ich mußte Nein antworten. „Wie nennen Sie den Mann?" fragte ich. — „Kennen Sie Shakespeare nicht einmal von Namen?" rief er. — „Nein," antwortete ich, „ich sehe wohl, er ist Prediger gewesen, aber ich kenne ihn nicht. Wo hatte er seine Gemeinde?" — Der Fremde lächelte, bot mir Kirschen und sagte: „Hier in Tübingen!" — „In Tübingen?" rief ich verwundert. — „Und in Stuttgart," sagte der Fremde. — „Stuttgart?" — „Und in Frankfurt, Berlin, Hamburg!" — „Hamburg?" — „Und in London, Kopenhagen und Philadelphia!" — „Aber was meinen Sie damit, mein Herr?" — „Und obgleich er in Paris verketzert und noch bei allen akademischen Auto da Feen in effigie verbrannt wird, wird er doch auch einst auf normannische Weise Paris einnehmen. Denn man verklebe so viel man will die Ritzen gegen die Sonne, so spaltet sie doch zuletzt das Holz und bringt durch." — Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. „Ist es vielleicht Luther?" fragte ich naiv. — „Ja," sagte der Fremde, „er hat uns die Luft für das Schöne geläutert, wie jener für das Heilige, und hat uns der Wahrheit und der Natur näher gebracht." —

Wir gingen mit einander, und ich entdeckte bei dem Fremden

ein ungewöhnliches Feuer, Menschenkenntniß und Wohlredenheit. Was er sagte, begleitete er stets mit sehr ausdrucksvollen Bewegungen und Mienen; wenn er mir erzählte, was Einer oder der Andre gesprochen, theilte er mir nicht allein des Redenden Worte mit, sondern zugleich seine Manieren und Geberden.

Unter verschiedenen Gesprächen kamen wir gegen Abend zu einem Wirthshause. Auf einer Bank saß ein stiller Mann, in einfacher Tracht, und verlangte bescheiden ein Maß Wein vom Wirthe. Der Wirth kam, blickte mit Verachtung auf ihn herab, schenkte von ihm abgewandt den Wein ein, setzte das Glas auf die Bank, ging hinein und schlug die Thür hinter sich zu. Der fremde Mann leerte ruhig sein Glas, und sah unverwandten Blickes in die Abendröthe. Dann klopfte er leise ans Fenster. Es ward geöffnet, er legte die Bezahlung in die Fensterbank, faßte an seinen Hut und ging. Ich kehrte verwundert mich zu meinem Unbekannten und sagte: „Was soll das bedeuten?" — „Es ist der Scharfrichter," sagte er; „ihn behandelt man so nach altem Brauch." — Es schauderte mich bei diesen Worten; kürzlich hatte eine Hinrichtung Statt gefunden, wobei ich gegenwärtig war; aber wegen der Menschenmenge hatte ich nur den Sünder zum Richtplatz gehen sehn, und den blutigen Stuhl im Sande nach der Hinrichtung. — „Wir wollen doch einige Worte mit ihm reden," sagte der Fremde. — „O nein, warum wollen Sie das?" rief ich. „Ein Mensch, der aus freier Wahl sich ein so schreckliches Handwerk erwählt, ist in Wahrheit verächtlich." — „Es ist nicht möglich, dergleichen voraus zu bestimmen," sagte der Fremde; „hundert Handwerke sind verächtlicher, obgleich sie nicht dafür erkannt werden." — Drauf ging er zu ihm, grüßte ihn höflich und fragte nach ei-

ner kurzen Einleitung, wie er auf sein Handwerk gefallen sei? „Mein Vater war auch Scharfrichter!“ sagte der Mann ruhig. Der Unbekannte wandte sich zu mir und sah mich an, als wollte er sagen: Liegt nicht seine ganze Entschuldigung in diesen wenigen Worten? — „Ist's Euch nun nicht zuwider?“ fragte der Fremde; „möchtet Ihr nicht Eure Lebensart ändern, wenn Ihr könntet?“ — „Nein, mein Herr! Die Gewohnheit ist die halbe Natur. Ich schäme mich nicht meines Standes. Die Menschen sind verkehrt, und wissen nicht recht, was sie achten oder hassen. Ich bekümmre mich nicht darum. Treiben sie's zu grob, da kommen sie unter meine Hände.“ — „Aber Euer Handwerk ist doch grausam.“ — „Grausam ist, was unrecht ist, und mein Handwerk ist gerecht. Schrecklich ist's im Anfang, ich gesteh's. Aber man wird dagegen abgestumpft. Es ist gerade wie mit der Seekrankheit, und dem Taback. Ihr verachtet nicht den Feldscheer, der täglich an körperlich Kranken schneidet, warum denn mich, der ich mit dem geistigen Hospital zu thun habe?“ — „Aber der Feldscheer heilt.“ — „Das thue ich auch. Wenn der Schuldige seine Strafe empfangen, so geht seine Seele ein zur Seligkeit, rein gewaschen in seinem Blute. Wie heißt er doch, der Alte, welcher die Schatten in die Unterwelt führt?“ — „Charon!“ — „Richtig! Ich führe sie, gleich wie Charon auf meinem Bote über den Styx zu den elysäischen Feldern.“

Ich wandte mich verwundert zum Fremden; der furchtbare Charon, der weiter ging, hatte mich in eine ganz andre Stimmung versetzt, und mir Achtung für sich eingeflößt. „Wie ist's möglich,“ rief ich, „daß ein Mensch so fein fühlen und so grob handeln kann!“ — „Glauben Sie nicht,“ sagte der Fremde, „daß dieser Mensch im-

mer und über Alles so reden würde, wie er über sein Handwerk spricht. Diese Frage ist ihm hundertmal geschehn, und er ist oft in die Verlegenheit gesetzt worden, sich vertheidigen zu müssen."

Der Zufall gab unsrer Unterredung eine eigne Richtung. „Es ist zu beklagen," sagte ich, „daß Menschen so leicht dahin kommen, einander zu hassen und zu verachten." — „Das kommt aus Mangel an tiefeingreifendem Sinn für das Wahre," sagte der Fremde. — „Daß man einen Scharfrichter verachtet, mag noch hingehen. — Aber denken Sie sich einen Mann, der, von Eifer für das Schöne beseelt, mit Kopf und Herz Kenntniß und Bildung verbände; der sich allein mit idealen Vorstellungen beschäftigte; der hundertmal Beweise davon dem Auge seiner Mitbürger vorgelegt und sie hingerissen hätte, und der dennoch geringgeschätzt würde!" — „Das ist unmöglich!" rief ich. — „Denken Sie sich," fuhr er fort, „einen Mann, dessen Kunst man achtete, ob dessen Talent man sich erfreute, — an dessen Kraft und Gefühl man sich erquickte, und im Leben Früchte davon ärntete, und dessen Person man dennoch, plump oder fein, den Rücken kehrte!" — „Wo ist ein solcher Mann?" rief ich. — „Hier steht er vor Ihnen," war die Antwort. — „Ein tragischer Schauspieler! Und deshalb will ich Ihnen rathen, mein junger Freund, — vorzüglich da Sie Theologie studiren — meinen Umgang nicht weiter zu suchen! — Leben Sie recht wohl!" Mit diesen Worten drückte er freundschaftlich meine Hand und verließ mich. —

Daß ich keine Ruhe hatte, bevor ich meinen Tragiker wieder auffand, ist natürlich. Aber er war nicht mehr in Tübingen. — Plötzlich hörte ich, daß in Mannheim von einer Schauspie-

lergesellschaft gespielt werden sollte, wovon er Führer war. Ich reiste in den Ferien dahin, und kam gerade den Abend in jene Stadt, als eben das Schauspiel anfangen sollte. Ich hatte kaum: „Emilie Galotti" auf dem Plakat gelesen, als ich ins Parterre ging. — Welche Rolle, dachte ich, kann Blumau spielen? Ich überdachte sie. Für Odoardo war er zu jung, Appiani's war ihm zu unbedeutend; und andre edle Rollen waren ja nicht darin; denn auch des Prinzen war, wie mir's schien, unter Blumau's Würde."

Wie groß war mein Erstaunen, als ich meinen offenen, begeisterten, natürlichen Freund als den hinterlistigen, boshaften Marinelli auftreten sah. — Hätte ich nicht das Plakat in der Hand gehalten, worauf sein Name stand, so würde ich nicht geglaubt haben, daß er es sei; so fremd war sein Gesicht, so ganz hatte er Ton und Miene verändert. — Er spielte seine Rolle bis zur Vollkommenheit. — Alle bewunderten ihn, und ich mit; aber es that mir leid, ihn bewundern zu müssen. — Wie kann die Tugend, dachte ich, so wohl bekannt mit dem Laster sein? Wie kann sie mit Ergötzen zu der Natur des Lasters übergehen? Verräth nicht diese Geschmeidigkeit des Geistes Mangel an Charakter? Und muß nicht das Antlitz, welches jeden Abend verschiedene Falten annimmt, zuletzt seine eigne Physiognomie verlieren, und ein unzusammenhängender Wirrwarr werden? — Mit diesen Gedanken traf ich Blumau, dankte ihm für sein Spiel und theilte ihm bescheiden meine Empfindungen mit, die er gar nicht übel nahm.

„Im Grunde treffen Ihre Einredungen eben so sehr den Dichter, als den Schauspieler," sagte er, „und doch verfällt man

nie darauf, sie gegen einen wahren Dichter aufzustellen. Doch wird sie oft gegen Menschen mit einem einzelnen, poetischen Talente gemacht. Man kann nämlich ein rasches Feuer, einen kühnen Gedankenflug, einen spielenden Witz, ein augenblickliches Gefühl, ohne Vernunft und Humanität besitzen. — Daher kommt's, daß man oft das Werk bewundert, ohne den Verfasser zu achten. Wo dagegen der Dichter ein vielseitigeres Wesen zeigt; wo er ein sinnreiches Werk schafft und ordnet; wo er Handlung und Charakter zusammen wirken läßt, um das Leben in schönen, lehrreichen Bildern zu zeigen, da ist gesunde Philosophie; da ist eine reine Seele. Wenn daher der Dichter das Laster in seiner Natur darstellt, so geschiehts nicht aus Liebe dafür, sondern nur das Leben auch mit seinen Schatten zu zeigen, und warnende Beispiele davon aufzustellen. Dieses muß auch der Schauspieler thun, und daher bleibt's immer Gefühl für das Schöne und Gute, was ihn begeistert, mag die Rolle edel oder niedrig sein. Weit entfernt also, daß es die Moralität verderben sollte, verschiedene Rollen zu spielen — gewinnt sie vielmehr dabei; so wie wir überhaupt immer dabei gewinnen, unsere Anlagen mehrseitig zu entwickeln, und unsere Einsichten zu vermehren.

Ich hatte meiner Adelheid ewige Treue geschworen, und von weiblicher Seite war sie auch vollkommen sicher. Wie konnte ich glauben, daß ein Mann ihr den Rang streitig machen sollte? — Und doch war es so. Ich ward jeden Tag mehr eingenommen von Blumau, und das Interesse, welches ich für ihn fühlte, erhob sich schnell zu inniger Vertraulichkeit. Es machte ihm Freude, mich zu bilden; es machte mir Freude, mich von ihm bilden zu lassen. Aber es war noch etwas Höheres — eine unerklärbare Sympathie! Ich

sah Adelheid und Blumau für die guten Engel meines Lebens an; und nahm nicht mit Sokrates an, daß der eine mich auf Irrwege führe. Ach, leider that er es! Aber er war unschuldig, und ich muß mir selbst die Folgen eines übereilten Schrittes zuschreiben.

Blumau entdeckte in mir Talent für die Schauspielerkunst. Und obschon er mich anfangs gewarnt hatte, freute es ihn doch, einen Schüler aus mir zu bilden; er ließ mich Rollen lernen, ließ sie mich spielen, und versicherte, daß, wenn ich öffentlich als Romeo aufträte, ich alle Menschen hinreißen würde. Wie schmeichelhaft für einen ehrgeizigen Jüngling! Was halfs, daß er mir rieth, es zu unterlassen und mich auf meine Studien zu legen? Endlich glaubte ich einen Mittelweg zu finden.

Blumau war mit seiner Gesellschaft nach Norddeutschland gereist. Ich wußte, daß er in verschiedenen Städtchen spielen werde. Ich wohnte tief in Schwaben, und war zum Prediger in einer kleinen Gemeinde in einem Landstädtchen bestimmt. Ich hatte gehört, daß mehrere junge Männer von Erziehung hier und dort unter fremdem Namen spielten. Niemand kennt Dich, dachte ich, am wenigsten verkleidet auf der Bühne. Ich will Blumau besuchen, mich drei Monate bei ihm aufhalten, Romeo und einige andere Rollen in den kleinen Städten spielen; diesen Zeitverlust kann ich durch Fleiß leicht wieder einholen.

Als ich Blumau mit seiner Gesellschaft in einer kleinen Stadt Sachsens traf, wunderte er sich zuerst und freute sich mich zu sehen; als er aber meinen Plan hörte, ward er mißvergnügt. — „Das geht nicht an," sagte er. „In Allem, was der Mensch thut, muß Ordnung und Redlichkeit sein. Opferst Du den Musen ver=

stohlen, so werden die Musen sich rächen. Laß Dich nicht von der abgeschmackten Meinung verführen, daß man die schönen Künste als Nebensache treiben könne. Für Weiber paßt sich das; bei ihnen gibt oft Grazie und Bescheidenheit selbst dem Unvollendeten einen Schein von Vollkommenheit. Aber ein Mann darf es nicht; er hat nichts, womit er Männer bestechen könnte. Und was ist schwieriger, als eine Kunst? Bilde Deine Einsicht, Deinen Geschmack; das mußt Du!" Aber Prediger und Schauspieler kannst Du nicht öffentlich und ehrlich zugleich sein, so oft es auch heimlich und unehrlich geschieht und geschehen ist. Dieser Schritt würde Dich Deiner Adelheid berauben. Bist Du davon überzeugt und liebst Adelheid, so muß dies der kräftigste Grund sein, Dich davon abzuhalten." — „Aber, Blumau," rief ich betrübt; „ich liebe auch die Musen!"

„Du beweisest mir wiederum, mein guter Franz," sagte Blumau, „was ich hundert Male erfahren, daß der Mensch nicht einsieht, was er nicht einsehen will."

Es half alles nicht, was er mir sagte. Romeo's Rolle ward einstudirt und probirt. Wie schlug mein Herz, als ich zum Erstenmale bei der Probe die Breter betrat. Was sonst die Illusion zu stören pflegte, die groben Flecken auf den Coulissen und den Wangen der Actricen; das modern unordentliche Negligée; die beständigen Intermezzo's vom Soufleur und Maschinenmeister; alles das hatte für mich einen eigenen Reiz. Es kam mir vor, als sei ich in einer Versammlung von Zauberern, die, durch eine scheinbar ungereimte Mischung gänzlich verschiedener Dinge, eine harmonische Wirkung hervorzubringen verstanden. Selbst der Umstand, daß meine geliebte Julie ein affektirtes und etwas kokettes

Frauenzimmer über die Jahre der Blüthe hinaus war, störte mich nicht. Vielmehr war mir's lieb. Ich liebte Adelheid, und wünschte auch den geringsten Grad von Untreue zu vermeiden.

Das Einzige, was mich störte, war ein Harlequin, der in einigen kleinen Farcen nach den großen Stücken zu spielen pflegte, mochten es nun Tragödien oder Comödien sein. Dieses kam mir sehr unwürdig vor, und nichts in meiner ganzen Umgebung störte mich so sehr, und ließ mich so sehr fühlen, daß ich mich doch eigentlich einem Pöbelschwarm angeschlossen habe. Er liebte seine bunte Tracht so sehr, daß er sie nicht einmal ablegte, wenn er nicht spielte; welches, wie ich nachher hörte, daher kam, weil er keine andere hatte; denn alle anderen Kleider versetzte er, sobald er sie erhielt, um lustig zu leben.

Ich war, wie alle junge Leute, einseitig, nur die Tragödie liebte und bewunderte ich im Dramatischen. Auf das Komische sah ich vornehm herab, und das Burleske verachtete ich.

Ein Künstler kann wahres Hogarthsches Genie zeigen durch Darstellung solcher Masken, wo Laune sich mit Satyre verbindet, Phantasie mit Witz, und scheinbare Plumpheit mit wirklicher Behendigkeit. — Hätte ich meinen bunten Kunstbruder mit etwas mehr Achtung behandelt, so würde ich ihn mir vielleicht zum Freunde gemacht haben, statt daß er nun mein bitterer Feind wurde. Seiner Munterkeit und wilden Lustigkeit auf der Bühne ungeachtet, war er außer der Bühne finster; welches diese Art Menschen gewöhnlich aus Ermüdung, Ueberdruß und Mangel an Achtung und Auskommen werden. Sobald er merkte, wie sehr ich ihn übersah, beschloß er sich zu rächen. Wie ich als Romeo fertig angekleidet in den Coulissen stand, fiel er, gerade als ich hinein-

treten sollte, am Eingange vor mir auf die Knie, und betete mich als Apollo an. Dann bat er mich, eine Tasche voll Beifallklapps, welches ohne Zweifel auf mich niederregnen würde, ihm und seinen vielen kleinen unversorgten Kindern mitzubringen. — Ich antwortete ihm mit einem zornigen Blick, daß er leicht Klapps erhalten könnte, wenn er nicht bei seiner Narrenkappe bleibe. — „O," rief er, „Keiner soll sich über mich beklagen, daß ich nicht bei meiner bunten Kappe bleibe. Aber Euer Wohlgeboren sind, höre ich, von den Büchern zu den Coulissen gelaufen, und ich fürchte, Sie werden so heroisch werden, wenn Sie noch einige ähnliche Rollen spielen, daß Sie von den Coulissen geradezu dem Kalbfelle nachlaufen und die Muskete auf den Nacken nehmen." Ich mußte ihn fast zur Seite stoßen, um zu rechter Zeit hinein zu kommen.

Daß ich in meiner Rolle gestört war, ist natürlich. Erst durch Blumau's treffliches Spiel kam ich wieder in die Illusion hinein. Mit welcher Würde und Frömmigkeit stellte er den Lorenzo dar! Kein Wort fiel zur Erde. Sein Mitleid mit Romeo's und Juliens Leidenschaft war äußerst rührend; und manche Jahre darauf, wenn ich in meinem Eremitenleben mir das Ideal eines frommen Klosterbruders dachte, um mich darnach zu bilden, stand immer Blumau als Lorenzo in dem herrlichen Monolog vor mir, mit dem gutherzigen Lächeln, dem sinnreichen Blick, und mit dem Gartenkorbe am Arm. — Alles ging gut für mich, bis zur Scene mit dem Apotheker. Da dieser nur wenig im Stücke zu sagen hat, so war Vormittags ohne ihn Probe gehalten. Wie stutzte ich, als ich nun den obengenannten Harlequin in dieser Rolle eintreten sah? Seine Gestalt und seine Kleidung entsprachen vollkommen der Beschreibung. Mit den niederhängenden Augenbraunen, dem

hohlen Blick, abgezehrt von Elend, näherte er sich und sah wirklich aus, wie ein solcher Laborant, der sein trauriges Leben in einem armen Laden zubringt, wo dessen ganzer Hausrath aus einem ausgestopften Krokodil, einer Schildkröte, grünen Töpfen, Bindfaden, Blasen und verschimmelten Sämereien besteht. Ich weiß nicht, wie es zuging, aber statt daß der vorhergehende Auftritt in den Coulissen mich hätte stören sollen, hatte diese Ueberraschung etwas so Reizendes für mich — und der Apotheker sagte mir seine wenigen Repliken mit so viel Natur und Unbefangenheit — daß er mich wirklich rührte. Mein Mitleid für den Apotheker vermischte sich zugleich mit einem Mitleid für den Menschen, der die Rolle spielte, und bei dem ich mehr Verdienst entdeckte, als ich erwartete. Die Scene ging sehr gut. Als sie zu Ende war, wollte ich ihn aufsuchen; — aber er war nach Hause gegangen.

Merke hier wohl, lieber Leser, wie oft das Schicksal unsers Lebens am feinsten Faden hängt! Hätte dieser Mensch nur noch wenige Augenblicke auf dem Theater verweilt, so würde dies die wichtigste Veränderung in meinem ganzen nachherigen Schicksale bewirkt haben. Ich würde nicht meine Adelheid, mein Amt, meinen guten Ruf verloren haben. Ich würde nicht genöthigt worden sein, die Welt zu fliehen, um in dieser Einsamkeit Trost zu finden. — — Ich suchte ihn vergebens, ihm für die Rolle zu danken und mich mit ihm auszusöhnen. Ich war munter gestimmt. Ich hatte ungetheilten Beifall erhalten. Meine Phantasie war in voller Bewegung. Ich stellte mir die letzten Scenen mit meiner Julie in Kapulets Kapelle mit demselben poetischen Gefühl vor, mit dem ich in meiner Kindheit die Scenen auf dem Kirchhofe verlebt hatte. Adelheid stand beständig als Julie vor mir. —

Man wird es vielleicht sonderbar finden, daß ein junger Mensch Vergnügen daran finden konnte, seine glückliche Liebe als unglücklich zu denken. Und doch will ich jeden Liebhaber von Gefühl und Phantasie fragen, ob er nicht oft dasselbe gethan hat? Man wünscht in den wichtigsten Katastrophen mit seiner Geliebten zu leben, um ihr seine Selbstaufopferung zu beweisen; man denkt sich mit einer Art von Wehmuth ihrer beraubt, um ihr nicht blos Thränen der Freude, sondern auch des Kummers zu weinen.

Da ich Schwalbe nicht fand, (so hieß der, welcher den Apotheker gespielt) beschloß ich, am folgenden Morgen mit ihm zu reden, und versetzte mich sogleich völlig wieder in meine Rolle, um mit Balthasar auf den Kirchhof zu kommen. Alles ging nach Wunsch. Das Grab ward geöffnet, Paris fiel; der schöne große Monolog kam; ich sprach ihn mit aller nur möglichen Deutlichkeit, Feuer und Gefühl bis zu den Worten: „Gib mir den Becher! Ich muß ihn haben.“

Hier leerte ich die Flasche; aber kaum war es geschehen, als ich merkte, daß ich Tartarus emeticus erhalten. Es war mir vor Uebelkeit nicht möglich als todt liegen zu bleiben. Ich mußte aufspringen und den Schauplatz verlassen. Mein Aufstehen verwandelte das allgemeine Weinen in Lachen. Ich begegnete dem bestürzten Blumau in den Coulissen. Mit wenigen Worten erzählte ich ihm mein Unglück und eilte auf mein Zimmer; krank, verzweifelt und im hohen Grade erbittert über den abscheulichen Schwalbe, welcher mir diesen Streich gespielt. Ein Schauspieler kam bald zu mir hinauf und tröstete mich damit, daß Blumau durch seine Geistesgegenwart und seine Wohlredenheit Alles wiederum in Ordnung gebracht, ja sogar verursacht habe, daß die

Zuschauer in der vorigen Stimmung das Schauspielhaus verlassen. „Der junge Mensch,“ hatte er gesagt, „welcher Romeo's Rolle spielte, habe sich so stark angegriffen, daß er selbst davon krank geworden.“ So wußte Blumau das Mitleid, welches man für Romeo verloren, auf den Schauspieler zu lenken, welcher ihn dargestellt hatte.

Am folgenden Tage erhielt Schwalbe seinen Abschied, so ernsthaft er auch versicherte, in der Flasche sich geirrt zu haben, und daß er selbst vorgehabt, sich derselben zu bedienen, da er sich nicht wohl befinde. Aber leider war dieses nicht der schlimmste Streich, den er mir spielte.

So heftig ein Jüngling in seinen Wünschen ist, eben so leicht kann oft eine vorfallende Unannehmlichkeit ihn davon abkühlen und ihn ihrer überdrüßig machen.

Es schien mir, als sei das ganze Schauspielwesen bei dieser Gelegenheit profanirt und getrübt. Blumau's Ermahnungen standen klar vor mir; und ich betrachtete diesen Zufall als einen Wink meines guten Genius, eine Bahn zu verlassen, die mir nur Unglück bringen werde. Alles kam mir trübe und gestört vor. Nicht einmal Blumau gefiel mir mehr so.

Er hatte mir nichts Neues mehr zu sagen; ich nichts mehr von ihm zu hören. Nun galt's Handeln und nicht mehr Ermahnen. Ungeachtet ich fühlte, daß er Recht habe, war es mir doch unangenehm, immer von ihm getadelt zu werden. Er war die wichtigste Ursache meines dortigen Aufenthalts; als sie aufhörte, mußten die andern Bänder leicht zu lösen sein. Ich betrat das Theater nur jenes einzige Mal, nahm Abschied von meinem Freunde, fühlte beim Abschied wieder recht lebhaft, was ich an ihm verlor,

— und eilte nach Tübingen. Von dem Augenblicke an, da Blumau nicht mehr so unablässig meine Gedanken beschäftigte, stand Adelheid wiederum lebendig vor mir, und winkte mir zu den Gegenden meiner Kindheit. —

Sehnsucht zwang mich zum Fleiß; so vollendete ich meine Studien, und eilte in Adelheids Arme.

Bei meiner Rückkunft fand ich meinen Vater an einem schlimmen Nervenfieber krank. Er hatte nicht einmal Bewußtsein genug, um mir seinen Segen zu geben. Dies machte mir seinen Verlust noch schmerzlicher und ich hielt es für eine schlimme Vorbedeutung. Doch hatte er bei Lebzeiten seinen Sohn nicht vergessen. Er hatte das Versprechen erhalten, daß ich sein Amt erben solle. Liebe tröstete mich. Mit Entzücken umarmte ich meine Adelheid. Sie ahnete nichts von dem, was während meiner Abwesenheit vorgefallen. Was war natürlicher, als daß ich als Student eine kleine Fußreise nach Berlin und Dresden gemacht habe? Aber ich hatte ein Geheimniß auf meinem Herzen, und das quälte mich. Wie oft war ich entschlossen, Alles zu offenbaren! Aber ihr Vorurtheil gegen das Theaterleben ließ mich einsehen, daß ich durch meine Offenherzigkeit zu viel wagen würde; es würde sie für die Folge geängstigt haben. Ich schwieg also, und gewöhnte mich daran, diesen Schritt als einen Traum zu betrachten.

Ich ward Prediger, und heirathete meine Adelheid. Nach Verlauf eines Jahrs war ich Vater einer Tochter. Wie war ich glücklich im Kreise aller der Erinnerungen meiner Kindheit! Derselbe Garten, derselbe Wald, dieselben Spaziergänge. Ein liebenswürdiges Weib, ein niedliches Kind! So schwanden drei Jahre und meine Frau erwartete wieder ihre Niederkunft. Ich wünschte

mir einen Sohn. Der einzige Wunsch, dessen Gewährung noch fehlte, um mich vollkommen glücklich zu machen.

Es war ein schöner Pfingstsonntag. Die Natur hatte sich mit ihren grünen Kränzen und goldnen Lilien geschmückt, um das Fest der Begeisterung anzudeuten. Die Jünglinge hatten leichte Maien im Walde geholt, und die Mädchen schmückten Kanzel und Kirchenstühle damit aus. Meine Frau ging an meiner Seite zur Kirche mit der kleinen dreijährigen Susanne an ihrer Hand. Ich war so heiter. Der klare Himmel, die blaue Luft versetzten mich gleichsam hin nach Palästina. Ich glaubte Jesus auf dem Felde durch das keimende Gras mit seinen Jüngern wandeln zu sehen. Dann dachte ich wieder an den fürchterlichen Tag, der sie ihres Lehrers und Meisters beraubt. — Aber wie sehr dann wiederum sein unsterbliches Andenken sie beim Fest begeistert habe, und ihnen Flammenzungen gegeben. Dieses Fest sollte sich nun erneuern! So war das Fest der Erinnerung zugleich Fest der Hoffnung. Und deshalb schmückten wir die Kirche mit dem hoffrungvollen Grün!

Dieses war ohngefähr der Gedankengang der Predigt, die ich halten wollte.

Als wir zu dem großen Rasenplatze unweit der Kirche kamen, konnten wir vor Menschengedränge nicht fortkommen. Die Kirchenglocke, die zur Feierlichkeit tönte, ward von einer gedämpften Trommel, einem Paar klingenden Becken und einigen Flöten übertäubt. Ich erkundigte mich, was dies sei? Man erzählte mir, daß es ein Bärenzieher und ein Hanswurst sei, welche die Stadt ergötzen wollten. Ich fragte nach dem Kirchenvogt; man antwortete, er sei krank. Nach dem Wächter; er war nicht zur Stelle.

„Meine Freunde!“ sagte ich zu den Umstehenden; „nun ist's nicht Zeit zu dergleichen. Es ist eine schlimme Unordnung unter dem Gottesdienste. Man muß sogleich zum Amtmann gehen und ihn davon benachrichtigen. Ich hoffe, seine Leute werden bald kommen und dann werden diese Landstreicher es bereuen, die Feier des Festes gestört zu haben.“

Während dieser Rede zerstreute sich die Menge; und da die Bärenziehergesellschaft gerade zwischen der Kirche und mir stand, mußte ich, meines Mißvergnügens ungeachtet, ziemlich nahe vorbei gehn. „Ihr werdet bald einpacken müssen,“ hörte ich einen alten Mann sagen; „hier ist nichts für Euch zu verdienen. Der Herr Pastor will Euch bei der Polizei verklagen.“ — „Da geschieht solchem Landstreicherpack ihr Recht!“ sagte ein Andrer; „sie kommen, nicht nur unser Geld aus dem Lande zu schleppen, sondern entweihen obendrein den Festtag und stören uns in unserer Andacht.“ — Unterdeß war ich an dem Bärenzieher vorbeigekommen, der verlegen mit seiner Sackpfeife unter dem Arm und seiner polnischen Mütze in der Hand da stand. Aber man denke sich meinen Schreck, als sich Hans Wurst umdrehte, und mich ansah. Es war derselbe Harlequin, — Apotheker — Schwalbe, der vor fünf Jahren in Shakespeares Romeo und Julie mir den unverschämten Streich gespielt hatte. Sobald er mich kannte, funkelte ein boshaftes Feuer in seinen Augen. Er begriff im Augenblick Alles, wandte sich mit einer lächerlich=verdächtigen Miene zur Gemeinde und fragte: „Ist d a s Euer Prediger?“ — „Das kannst Du wohl sehen,“ war die Antwort. Ich stand da wie ein Sünder, der zur Richtstätte geführt wird, um nicht blos den Tod, sondern auch Schmach zu erleiden.

Alles, was ich vermochte, war, mit einem flehenden Blick meines Büttels Barmherzigkeit anzurufen. Aber diese Demüthigung kitzelte ihn nur noch mehr. Mit seinem spitzgedrückten Hute in der Hand näherte er sich ehrerbietig, und sagte mit einigen Bücklingen: „Dies ist also das zweitemal, das ich die Ehre habe, Ihrer Wohlehrwürden Bekanntschaft zu machen. Ich sehe, wir haben Beide seit der Zeit Farbe gewechselt. Ich bin weiß geworden, und Sie schwarz. Sie haben sich eine hübsche Familie zugelegt; meine ist aber auch nicht zu verachten. Sehen Sie den jungen Rittersmann da auf seinem Zelter? Das ist mein Sohn! — Den Hut ab, Taugenichts! Und die schöne Dame dort mit dem Kopfputz ist meine Tochter. Willst Du Dich wohl verneigen?"

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als ein Affe in kurzer blauer Jacke, der rücklings über des Bären Hals saß, seinen galonirten dreieckigen Hut vor mir abzog, und ein kleiner Hund in einem Fischbeinrocke sich zu verneigen begann. Alle Menschen verwunderten sich höchlich über diese Unverschämtheit gegen einen Prediger im Ornat; und er würde ohne Zweifel gesteinigt worden sein, hätten nicht einige Andre ihn in Schutz genommen. — Meine Frau sah mich mit großen Augen an, und meine kleine Susanne tanzte und sprang vor Freude über den Hund und den Affen. „Sieh, lieber Vater!" rief sie; „schön, schön!" — Das war mehr, als ich ertragen konnte. Ich sank auf eine Bank in der Nähe nieder. Der grausame Hans Wurst war noch nicht mit dieser Rache zufrieden. — „Ihre Wohlehrwürden," sagte er, „haben gewiß nichts dawider, daß wir unsere Bude der Kirche so nahe aufschlagen? Ich weiß, Sie sind ein Freund davon, das Proscenium mit der Kanzel zu vereinen!" Jetzt konnte das Volk

sich nicht länger halten. Ein starker Kerl schlug ihn an den Kopf, so daß er taumelte und sein Gesicht mit Blut bedeckt ward. — „Warum schlagt ihr mich?" rief der erbitterte Wahnsinnige. „Euer Prediger ist ein eben so großer Hans Wurst, wie ich, das will ich beweisen. Er ist ein Comödiant gewesen! Wir haben Beide vor fünf Jahren in Sachsen zusammen agirt, wo er sich mit einem Brechmittel auf dem Theater vergiftete. Laß ihn es läugnen, wenn er kann!" — Mehr hörte ich nicht; ohne Bewußtsein sank ich da nieder.

Möge die darauf folgende Scene des Schreckens mit einem Schleier bedeckt sein! Man darf nicht das Mitleid seiner Mitmenschen zum wirklichen Schmerz mißbrauchen, und das würde ich, wenn ich mein Unglück eben so genau beschriebe, wie mein bis dahin geführtes Leben. Aber Dein Mitleid wirst Du dem armen Franz nicht versagen, lieber Leser! wenn Du hörst, daß seine Adelheid drei Wochen nach dieser Begebenheit auf dem Kirchhofe lag mit einem todtgebornen Knaben an ihrer Brust. — Als ich sie begraben und freiwillig mein Amt niegergelegt, stand ich Abends nach ihrer Beerdigung, mit meiner kleinen Susanne an der Hand, einem bleichen Schatten gleich, an meines Schwiegervaters Thür. Er nahm mein Kind zu sich, ich umarmte Susanne mit Thränen, betrachtete noch einmal die Züge meiner Adelheid in dem kleinen Gesichte — und ging!

Auf dem Wege rief man mir nach: „Sieh, da geht der Prediger, welcher Comödiant gewesen ist!" Ich mußte aus Furcht vor dem Geschrei der Gassenbuben aus dem Dorfe eilen. Abends hielt ich mich im Walde auf; als es finster ward, kehrte ich zum Kirchhofe zurück, um einige Augenblicke bei dem Grabe meiner

seligen Frau zu verweilen. Ich brachte eine wilde Rose mit aus dem Gebüsch, welche ich neben ihrem Haupte pflanzte. Gerade, als ich weggehen wollte, merkte ich, daß man vergessen habe, die Kirchenthür zu verschließen. Ich ging hinein. Mein ganzes Leben stand hier, wie in einem großen Begräbniß in rührenden Denkmählern. Ich ging zur Orgel und sang einen Psalm, wie in meiner Kindheit; stieg hinab zum Kirchenflur, wo ich und Adelheid konfirmirt waren; bestieg die Kanzel und hielt meine Abschiedsrede. Es kam mir vor, als säße Adelheid im Kirchenstuhle und hörte mir zu. Ich stieg hinab und blieb an der Taufstätte stehen, wo ich getauft war und wo ich meine Susanne getauft hatte. An dem Boden lagen einige Stücke des Blättergoldes, womit man bei der letzten Hochzeit die Kirche geschmückt. Ach, dachte ich, ein solcher Flitter war dein Glück. Ich nahm es auf und bewahrte es. Plötzlich fiel es mir ein, daß Adelheids Gesangbuch in ihrem Stuhl liegen müsse. Ich eilte hin und fand es wirklich an seiner alten Stelle. Ich schlug es auf. Ihr Name stand vorn auf dem weißen Blatte, von ihrer eigenen Hand geschrieben. Ich drückte es an meine Lippen; blätterte im Buche und fand ein verwelktes Rosenblatt, auf diesem folgenden frommen Vers geklebt:

Ich ergebe mich dem Willen
Meines Gottes, der mich liebt;
Der wird wohl an mir erfüllen,
Was mir ewig Vortheil giebt.
Schaue, großer Gott! hernieder;
Sieh, hier leg' ich Muth und Sinn,
Herz und Seele vor dir hin.
Nimm doch mich und meine Glieder,

Mach' aus ihnen, was du willt,
Was du willt, mein Gott und Schild!

In diesem Vers las ich Trost vom Himmel. Ich bewahrte das Psalmenbuch auf meiner Brust, und eilte aus der Kirche, wohin der Zufall mich führte. —

Was mir auf dieser Wanderung begegnete, weiß ich nicht. Ich ging wie im Traum, und mein Zustand war nicht weit von Wahnwitz entfernt Ich sprach mit Niemanden. Das Geld, welches mir mein Schwiegervater gegeben, verschaffte mir Obdach. Ich trank etwas Wein, aber aß sehr wenig. Das Einzige, welches außer Adelheid und Susanne meinem Gedächtnisse vorschwebte, war Blumau. Ohne es zu merken, ging ich denselben Weg, den ich hergekommen war. Wie natürlich! es war der einzige Weg, den ich kannte. Als ich zu der Stadt kam, wo ich Romeo gespielt hatte, erkundigte ich mich nach Blumau; aber Niemand wußte mir zu sagen, wo er sich nun aufhalte. Es war spät. Ehe ich ins Wirthshaus ging, griff ich in meine Tasche — sie war leer! Ohne Geld, sagte ich, erhältst Du nichts von den Menschen. Du mußt hinauf zum Harz, und Bergmann werden. Dort ist Gold. Dort ist lebendiges Begräbniß. Unter der Erdrinde bist Du Adelheid näher. — Ich taumelte fort, und kam in der mondhellen Nacht zu einem spiegelklaren Fluß, setzte mich ans Ufer und starrte ins Wasser. Ein kleiner Käfer stürzte sich hinein. Der enge Ring breitete sich zu größern und immer größern Kreisen aus. Plötzlich schien es mir, als stiege eine Wassernymphe mitten in dem Kreise empor, mit einem Kinde in ihren Armen. Es war Adelheid! bleich, mit blauen Lippen, träufeln-

dem Haar; das todtgeborne Kind an ihrer Brust. — Komm herab, lieber Franz, schien sie mit ihrer silberhellen Stimme zu sagen, komm herab zu mir und Deinem kleinen Knaben! Susanne folgt bald. Was willst Du in der dunkeln Welt? Hier unterm Wasser steht der Liebe Hain ewig grün, und die Buche mit meinem Namen! Hier ists kühl, und klar! Beständiger Mondschein, beständige Liebe, — kein Grab. — Es schien mir, als faßte sie mich beim Fuße. Ich taumelte, glitt aus — und plötzlich sank ich ins Wasser und die Wellen schlugen über meinem Haupte zusammen.

Als ich erwachte, fand ich mich in dieser Hütte auf der Moosbank. Ein Greis in grauer Kutte, mit langem, weissen Barte, stand vor meinem Lager.— „Gott sei gelobt!" rief er froh, als ich die Augen aufschlug — „Gott hat Barmherzigkeit gehabt. Du bist kein Selbstmörder." — Ich wollte reden; er verbot mir's, und brachte mir Herzstärkung. Erst am folgenden Tage, nachdem ein tiefer Schlaf mich erquickt, erhielt ich Erlaubniß, mein Schicksal zu erzählen. — „Viel Unglück!" sagte er; „es gibt kein größeres; aber der Mensch muß mit Geduld leiden." — „Was habe ich mehr in der Welt zu suchen?" rief ich.— „Deine Tochter." — „Bin ich in diesem Zustande fähig, mein Kind zu versorgen, zu erziehen?" — „Deiner Adelheid Vater will sie erziehn und versorgen." — „Und wann sieht sie mich?" — „Wenn sie das unmündige Alter verlassen; wenn Dein Schmerz ausgeras't hat." — „Wie ertrage ich dieses elende Leben?" — „Bei einem Freunde!" —„Ach, die unruhige Welt hat nichts Anlockendes mehr für mich." — „So suche Deinen Trost in der Einsamkeit. Auch der finstere Wald hat einen Freund für Dich, wenn Du ihn nicht verschmähest!"

Er reichte mir seine Hand. „Was hat Euch hieher gebracht, frommer Vater?“ — „Lust zur Einsamkeit und zum Nachdenken; freie Wahl, nicht Unglück, wie Dich.“ — Ich betrachtete den Greis: hoch und groß, wie er stand, kam er mir vor, wie eine göttliche Offenbarung, die vom Himmel gesandt sei, mich zu trösten. Ich blieb bei ihm, ging in den Wald und sammelte Wurzeln mit ihm; half ihm Speise zubereiten und Löffel und Schaufeln verfertigen, die er im nächsten Dorfe verkaufte. Das Geld legten wir in die Armenbüchse, wenn wir an der Kirche vorbei gingen. Wir lasen zusammen in der Bibel und in andern guten Büchern; hielten unsere Andacht zusammen. Er war Prediger und ich Zuhörer. In seiner Krankheit war ich sein Arzt; als er starb, begrub ich ihn und erbte diese Hütte und diese Kutte.

Sein Umgang hatte mich zur Einsamkeit gewöhnt. Im nächsten Städtchen machte ich Bekanntschaft mit dem alten Tischler Wolf; er ward mein Freund, und wir besuchten einander einmal wöchentlich. Zwei Jahre nach meinem ersten Eintritt in diese Hütte, als ich in meiner Ruhe saß und las, hörte ich Jemanden außen im Walde singen. Ich ging hinaus; es war ein alter Mann, der mir entgegeneilte, mit einem weißen Stab in seiner Hand, einer Schusterschürze, einem kleinen Spitzbart, einer runden Perrücke und einem Pilgrimshut mit Muschelschalen. Er sang lustig:

Glücksel'ger Eremit!
Du lebst in Deiner Ruh,
Und schaust dem Wesen zu,
Und frömmelst in der Hütt',
Sieh meinen schnellen Schritt!

Ich habe wenig Ruh.
Ich mache meine Schuh,
Faulenze nicht, wie Du.

Schwer ist die strenge Buß',
Ach, weil für ein Vergeh'n
So lang die Felsen stehn
Ich Armer leiden muß.
Die Leut' auf ihrem Fuß
Nicht wissen recht zu gehn,
'S macht ihnen viele Weh'n;
Doch, das muß ich verstehn.

Ich mache Leder weich,
Wenn's Hühneraugen sind.
Auch flick' ich recht geschwind.
Ich tödte Ochsen gleich
Mit der Satyre Blitz.
Ich schinde Kälber sehr
Mit meiner Sittenlehr',
Und gerbe sie mit Witz.

Den Soccus mach ich gern,
Doch den Kothurnus auch
Nach neuestem Gebrauch,
Drum kommt, ihr edlen Herrn!
Es ist nicht eitle Kunst!
Ich will Euch ebnen nur
Den Weg zu der Natur
Durch meine Schusterkunst!

„Wer seid Ihr, mein Freund?“ rief ich verwundert, als der Fremde, der sich neben mir auf die Bank gesetzt, seinen seltsamen Gesang endigte. — „Kennt Ihr nicht Jerusalems Schuhmacher?“ rief er. — „Was wollt Ihr damit sagen?“ — „Wahrheit. Gestraft für meinen Muthwillen, ziehe ich von der einen großen Stadt zur andern, von einem Jahrhundert zum andern; gerbe den Narren mit meinem Knieriemen, zeige den Vernünftigen gerade auf ihren Beinen zu gehen, indem ich ihnen Schuhe nähe, die ihnen passen; und haben sie mehr Geist, als Körper, so lasse ich sie auch zuweilen fliegen mit leichten Halbstiefeln. Auch angesehener Leute Kinder nahm ich zuweilen in die Lehre. — Ihr selbst habt ein Halbjahr den Faden gesucht und Löcher in die Sohle gebohrt; aber der Pfriemen stach Euch in die Finger; Ihr warft ihn fort. Meine glänzende Wasserkugel hatte nichts Anlockendes mehr für Euch, und Ihr verließet mich.“ —

„Blumau!“ rief ich, und lag in seinen Armen. — Er blieb drei Tage bei mir; dann verließ er mich. — „Uebers Jahr komme ich wieder,“ sagte er bei seiner Abreise. Er hielt Wort. Eines Abends, als ich, ein Jahr darauf, in der Dämmerung von dem Dorfe zu meiner Hütte zurückkehrte, stand ein junger Mensch an einem Baum, hatte eine Schnur über die Zweige geworfen, und machte Miene sich zu erhenken. Ich stürzte ihm entgegen, und hielt seinen Arm zurück. „Unglücklicher! was machst Du?“ rief ich. „Ich will mein kummervolles Leben enden!“ sagte er; „laß mich, jede Minute, die ich lebe, wird mir zur Pein.“ — Ich sah ihm scharf ins Gesicht, er brach in ein Gelächter aus und — es war Blumau! So kam er jedes Jahr

bald in dieser, bald in jener Gestalt; und ich ward zuletzt so mißtrauisch, daß ich kaum eine Krähe oder einen Raben auf einem Zweige vor meiner Hütte sitzen und mich betrachten sehen konnte, ohne zu denken: „Ist das nicht vielleicht Blumau?“ Uebrigens lebte ich den einen Tag, wie den andern. Ich hatte mir für meine letzten Arbeiten eine Drehbank angeschafft, eine Hobelbank und eine kleine Bibliothek; denn der alte Wolf behauptete, es sei ungereimt, Alles, was ich verdiente, in die Armenbüchse zu legen. „Du bist selbst arm,“ sagte er, „und kannst den Armen mehr geben, als was Du zurück behältst, wenn Du Dich in den Stand setzest, mit dem, was Du zurück behältst, mehr zu erwerben.“ So schwand mein Leben ruhig und angenehm dahin, ein Tag nach dem andern.

Es that mir nur leid, daß Blumau seit ein paar Sommern aufgehört hatte, mich zu besuchen; ich fürchtete, er sei todt und beweinte seinen Verlust. In dieser melancholischen Stimmung ward ich einst sehr gestört, als ein galonirter Diener plötzlich in meine Hütte trat, und auf schlecht Deutsch mir meldete, daß der Kammerherr von Voltaire, der große Dichter, der gerade hier vorbei von Preußen nach Frankreich reiste, mir einen Besuch zu machen wünsche. Ich wußte nicht, was ich antworten sollte, als der Wagen schon unten am Berge hielt. Ein ältlicher Herr mit einem sehr markirten Gesicht, einer großen, gepuderten Allongeperrücke, reichbrodirten Kleidern, stieg aus, eilte mir mit großer Schnelligkeit entgegen und redete mich auf Französisch an, welches ich ziemlich schlecht verstand.

„In Wahrheit, mein Freund,“ rief er; „Ihr thut wohl. Es gibt für den Klugen nur zwei Arten unter den Narren zu leben:

entweder mit ihnen sich zu zanken, oder ihr Dasein zu ignoriren. Und bei meiner Treue, das Letztere ist weit gemächlicher, als das Erste. Habt Ihr keine Bewunderer, so habt Ihr auch keine Feinde. Erlaubt mir, daß ich an Eurem Herd mir von meinem Diener eine Tasse starken Kaffee kochen lasse; so wollen wir, während ich trinke und Euch überrede, eine halbe Tasse mitzutrinken, Bekanntschaft machen." — „Herr von Voltaire," sagte ich; „mein Herd steht zu Diensten; aber ich trinke keinen Kaffee." — „Ihr habt Unrecht!" rief er. „Ein Eremit muß Kaffee trinken; der Kaffee ist eine Gabe der Natur, und nur den Menschen, nicht der Natur müßt Ihr den Rücken zukehren. Nehmt Euch wohl in Acht, von Eremiten-Einfalt in Mönchstolz zu verfallen; mit Mönchen habe ich nichts zu schaffen. Aber ein Eremit hat etwas Ehrwürdiges, gleich wie ein andres melancholisches Thier des Waldes, welches in Winterschlaf liegt." — „Herr von Voltaire" — sagte ich — „Nun laßt's Euch nicht verdrießen," rief er mit vieler Gutmüthigkeit, „daß ich scherze. Ich bin es gewohnt geworden, die Welt von der lächerlichen Seite zu betrachten, und ich schone mich selbst nicht. Ich weine selten, außer wenn ich Tragödien lese, vorzüglich meine eignen." — Ich war in Verlegenheit; denn ich drückte mich so schlecht im Französischen aus. Herr von Voltaire merkte es und fühlte Mitleid mit mir. „Redet nur Deutsch," rief er in einem mir sehr bekannten Tone; „ich rede Euer Patois wie meine Muttersprache." — Mit diesen Worten warf er seine Allongeperrücke ab — und wer war es anders, als wiederum der verkappte Blumau?

Obgleich er sechs Jahre älter als ich war, kam er lange jährlich auf diese Weise, munterte mich auf und spielte Comödie vor

mir in der Einöde. Aber nun leben wir wiederum in einer Lebensperiode, wo die sechs Jahre Unterschied in unserm Alter von großem Einflusse sind. Er ist alt, lebt in gemächlicher Ruh; es zittert seine Hand und er kann mir keinen Brief mehr zuschreiben.

Wolf und ich werden auch alt! doch ist es nicht so sehr das Alter, als ein schlimmer Husten, der mich ermattet. Ich habe nichts mehr in der Welt zu wünschen, als zu Zeiten meine Susanne zu sehen. Ich besuche sie jährlich einige Tage bei ihrer Muhme. Die schlimme Muhme will sie nicht entbehren. Doch hat sie mir versprochen, mich einmal hier mit ihr zu besuchen. Möge es nur nicht zu spät geschehen! Guter Gott! laß mich noch einmal vor meinem Tode mein Kind umarmen und in ihren schönen Zügen meine Adelheid wieder erkennen!

Hiemit endete Theodor die zweite Periode der Lebensbeschreibung des alten Franz. Wir haben die Unterbrechungen übergangen, die häufig während des Lesens von der betrübten Tochter veranlaßt wurden. Wir wollen auch ferner ihre Klagen verschweigen, und uns beeilen, den Schluß dieser Geschichte zu berichten.

Es war schon ziemlich spät am folgenden Morgen, als der Diener hereinkam, und meldete, daß ein alter Herr, unterstützt von zwei Domestiken, auf dem Wege zur Hütte sei, und wünsche Theodor und Susanne zu begrüßen. Sie hatten kaum Zeit gehabt, die Hütte in Ordnung zu bringen, als er hereintrat.

„Verzeihen Sie es einem Greise, mein Herr," sagte er mit einer deutlichen Stimme und einem freundlich ausdrucksvollen Gesichte, „daß er zum ersten und letzten Male in seinem Leben Sie

belästigt. Ich kam, einen alten Freund zu besuchen. Aber obgleich er einige Jahre jünger, als ich, war, ist er mir doch, wie ich höre, vorangegangen. Doch hoffe ich ihn bald einzuholen."

„Ich komme, seine Tochter zu begrüßen," versetzte er, indem er vor Susanne sich verneigte, „und um ihr eine Entdeckung zu machen, die ihr lieb sein wird." —

„Ach!" rief Susanne gerührt, — „das ist gewiß Herr Blumau!" — „Ganz richtig, schöne Frau," sagte er. „Kennen Sie mich?" — „Wir haben neulich meines Vaters Lebensbeschreibung gelesen, und darin redet er von Ihnen mit vieler Freundschaft." — „Ja, ja," sagte der Alte, „Franz und ich waren gute Freunde. Die Lebensbeschreibung müssen Sie auch mich lesen lassen. Ich will dagegen Ihnen etwas zeigen, was sie wohl kaum erwarten. Wollen Sie Ihren Vater sehen?" — Susanne zitterte; das alte Antlitz ward wie verklärt bei diesen Worten — sie wußte nicht, wie sie es verstehen sollte. Blumau erwartete nicht ihre Antwort. — „Es reiste einmal ein trefflicher Maler vorbei," sagte er. „Er fand, daß mein Freund einen herrlichen Greiseskopf habe und malte ihn. Allein der Eremit hielt es für Eitelkeit, das Bild hier an der Wand hängen zu lassen. Sie sollten es erben und ich sollte, wenn ich ihn überlebte, es Ihnen einhändigen. Hier ist es!" — Damit zog er ein mit Moos verstopftes Weidengitter zur Seite, und das schönste Bild eines frommen, alten Eremiten lächelte ihnen entgegen. — Kaum hatte der alte, magere, bräunliche Diener, welcher Blumau folgte und in der Thür stand, es gesehen, als er mit einem Schrei vor dem Bilde zur Erde sank und rief: „Vergebung! Vergebung! zermalme mich nicht mit

Deinem Blick!" — Mit diesen Worten riß er sich empor und stürzte aus der Hütte.

„O, der arme Teufel!" rief Blumau: „Unbesonnener Mensch der ich bin, mit sammt meinen zwei und achtzig Jahren. Als ich jünger war, war ich vorsichtiger." — „Wer ist das?" rief Theodor. Wer ist dieser Mensch? Was fehlt ihm?" — „Er wird, wie Orest, von den Furien verfolgt," sagte Blumau. „Sie kennen ihn, Sie haben von ihm gelesen. Es ist der unglückliche Schwalbe!"

Susanne schauderte, mit einem Blick, der den heftigsten Abscheu ausdrückte. „O, der Unmensch!" rief sie. „Hat endlich das Bild eines unschuldigen Greises ihn zur Verzweiflung gebracht?" — „Liebes Kind," sagte Blumau, „Dein Zorn ist natürlich; doch Dein holdes Angesicht zeigt, daß Du nicht lange hassen kannst. Dein Vater hat ihm längst vergeben. Er ist unglücklich. Mitleid dem Unglücklichen! Gewissensangst verzehrt ihn. Schwarze Melancholie! Ich habe ihn vor einigen Jahren in meinen Dienst genommen, wie er als Bettler in Lumpen gehüllt an einem kalten Winterabend draußen vor meiner Thür stand. Er hat mir in der Zeit ehrlich gedient. Doch sein Blick starrt beständig zur Erde, und täglich schwindet er mehr hin, einem Schatten gleich. Ich mußte versprechen, ihn mitzunehmen und ihm mündliche Vergebung Deines Vaters zu verschaffen. Sein Tod hat ihn noch mehr erschüttert. Und diese plötzliche Erscheinung hat ihn zu Boden gedrückt. Verzeih' ihm, mein Kind!" — „O, ich will gerne vergeben!" rief Susanne; „wo ist er?" — „Laß ihn seinen eigenen Weg gehen," antwortete Blumau. „Es hilft nicht, ihm zuzusprechen. Jetzt läuft er im Walde umher. Vielleicht kommt er am

Abend zurück; vielleicht sehen wir ihn nie wieder. Stirbt er, so ist er wohl daran; lebt er, so wollen wir ihm die wenigen Tage mildern, die er noch übrig hat."

Der alte Blumau blieb den ganzen Tag bei ihnen in der Hütte. Sie fuhren durch den Wald zurück. Es war schon ziemlich finster. Als sie zu dem Dorfe und dem Kirchhofe kamen, sahen sie ein Licht bei Franzens Grab. Susanne und Theodor stiegen ab, um ihn noch einmal zu besuchen. „Grüßt meinen alten Freund!" rief Blumau im Wagen; „meine Beine sind zu steif; es kostet mir zu viel, heraus und hinein zu kommen, und ich komme ihm doch nicht sonderlich näher, wenn ich die paar Schritte gehe. Bald bin ich ihm näher, als Ihr, dann will ich ihn von Euch grüßen."

Als Susanne und Theodor zum Grabe kamen, sahen sie einen alten, bleichen Menschen, mit starken Gesichtszügen, in weißer Tracht, mit einem um den Kopf gebundenen Tuch und einem spitzigen Hut an seiner Seite, über dem Grabe ausgestreckt. Er hatte eben einen Schlehdorn darauf gepflanzt, und sie hörten ihn sagen: „Bajaz hat seine Trauertracht mitgenommen! Er trauert mit Weiß! Ich habe vorher Dornen auf Deinen Weg gepflanzt, und sie haben Dich blutig geritzt. Diese Dornen ritzen Dich nicht; sie schütteln ihre Blätter auf Deinen Hügel." — Hier erhob er sein Haupt; aber als er Theodor und Susanne erblickte, schrie er laut, floh zur Kirchenmauer, sprang mit einem salto mortale hinüber, und verschwand in den Wald. —

Die Liebenden setzten ihren Weg mit Blumau fort, und er brachte einige frohe Tage in ihrer Gesellschaft zu. Von Schwalbe hörte man nichts, und der Greis mußte ohne ihn zurückreisen.

Erst ein Jahr darauf fand man wiederum einen Eremiten in Franzens Hütte, in dieselbe graue Kutte gekleidet. Es war Schwalbe! Einige Jahre darauf lag er auf dem Kirchhofe an seines Vorgängers Seite. Der Schlehdorn schüttelte weiße, freundliche Blätter über Beide, und ihre Gräber wuchsen jährlich näher zusammen.

Die Glücksritter.

Es sind nicht gar viele Jahre her, seit Alberto, ein Sänger von Handwerk, wiewohl seine Stimme nur wenig das Mittelmäßige übertraf, seine Vaterstadt Turin zu verlassen beschloß, um nach Mailand zu reisen. Er zweifelte nicht daran, dort weit besser aufgenommen zu werden, als in der Heimath, wo es ihm noch nie gelungen, Beifall einzuernten. Wie also alle Anstalten zur Reise gemacht, mangelte es ihm an nichts, als an einem Spießgesellen, der die zwei Drittel der Reisekosten auf sich nehmen und ihm persönlich mit Allem aufwarten konnte. Diesen meinte er in Xaver zu finden, seinem Landsmanne, Nachbarn und treuen Trabanten von der Kindheit her. Xaver war Tischler. Er war etwas langsam von Begriff, übrigens stark und gutherzig, tapfer und treu. Die größte Unannehmlichkeit, die sein Mangel an Scharfsinn mit sich führte, war: er hatte sich so in Alberto vergafft, daß er ihn gar nicht entbehren konnte, und deßhalb widmete er ihm alle seine Freistunden. Immer hatte Xavers Einfalt Alberto's Witzeleien zur Folie dienen müssen. Das erlitt er gern. Als Knabe hatte Alberto ihn oft geprügelt. Das ertrug er geduldig, und tröstete sich in seinem Gewissen damit, daß er doch

der Stärkere sei. Wenn Jemand ihm seine Kälte vorwarf, pflegte er den Hofhund als Autorität anzuführen, der sich täglich vom kleinen Bologneser in die Ohren beißen ließ, ohne böse zu werden. Hatte er nun Sonntags sein neues Kleid angezogen, so besuchte er Alberto, und schätzte es als ein großes Glück, wenn dieser elegante Herr ihn mit sich außer dem Thore nahm und sich von ihm bewirthen ließ.

Auf ihren letzten Promenaden schilderte Alberto die ganze Glückseligkeit, die ihm, seiner Meinung nach, auf diesem Abentheuer begegnen würde. Die schönsten Italienerinnen sollten, von seinem Gesange bezaubert, wetteifernd ihren Rang und ihr Vermögen mit ihm theilen, und ihm ihre Hand anbieten. Es fehlte unserm Don Quixote nichts, als ein getreuer Sancho Pansa, und diesen fand er bald in Xaver.

Xaver, der gewohnt war, nachzugeben, that es auch jetzt. Es reisen ja so viele Handwerker, dachte er; ein tüchtiger Arbeiter findet sein Brot überall.

Es war ein früher Morgen, als sie aus der sardinischen Majestät prächtigen, schnurgeraden Hauptstadt herausrollten, um das unregelmäßigere, aber größere, freiere Mailand zu besuchen. Hier hatte nun gleich Alberto den überraschenden Anblick vom Aufgehen der Sonne, welchen er noch nie genossen hatte. Er versprach sich viele Freude, wenn es so fortdauern würde, und kehrte sich gegen Xaver, um Sympathie zu finden; allein Xaver hatte schon seine Partie genommen; er saß im Winkel und schlief, und das setzte er so lange fort, bis sie zur ersten Station kamen.

Es geht bekanntlich langsam in Italien mit den Veturinen; sie waren also drei Tage unter unterwegs, ehe sie nach Mailand

kamen. In der letzten frühen Morgenstunde, als sie durch das Gehölz jenseits Novara fuhren, begegnete ihnen aber eine verzweifelte Geschichte. Sie hatten viel von Räubern in dieser Gegend gehört; doch ermüdet von der Reise schlief Alberto ein, unerachtet seiner Furcht, und Xaver kannte nur Furcht von Hörensagen. Plötzlich erwachen sie Beide, indem sie, wie es schien, mit dicken Keulen vor die Stirn geschlagen wurden. Nun fing Alberto erbärmlich zu heulen an, und hatte schon seine Geldbörse in der Hand, um sein Leben zu kaufen; Xaver aber, der beschlossen hatte, sich bis zum äußersten Blutstropfen zu wehren, griff seinen Gegner beim Kragen, fing an mit geballten Fäusten sich über ihn her zu machen, und hätte ihn zweifelsohne erwürgt, wenn nicht plötzlich das Mondlicht ihnen gezeigt, daß sie einander selbst bei den Haaren hatten. Das ganze Unglück kam daher, sie hatten schlafend das Gleichgewicht verloren und die Köpfe gegen einander geschlagen. Solchergestalt bekam nun Alberto die Schläge wieder zurück, die er Xaver in ihrer Kindheit vorgeschossen. Dieser ward sehr betrübt, als er vernahm, wie er seinen Freund geprügelt hatte. Er schwur darauf, daß er sich nie mehr im Leben zur Gegenwehr setzen wolle, wenn auch tausend Straßenräuber ihn mit Keulen auf den Kopf schlügen. „Denn,“ sagte er: „wer steht mir dafür ein, daß Du es nicht zum zweitenmale bist, mein lieber Bruder!“

Was vornehmlich Alberto am Herzen lag, als sie sich in einem Wirthshause einquartirt hatten, war, Erlaubniß zu erhalten, in der großen Oper des Theaters della Scala zu singen. Auf dieser Bühne hoffte er sein Glück zu machen, ungeachtet man ihm rieth, sich lieber im Komischen zu versuchen. Allein, sein Wahlspruch

war: aut Caesar, aut nihil; er trug, wie alle mittelmäßige Virtuosen, die bürgerliche Eitelkeit mit in die Phantasienwelt hinüber, und wollte lieber einen einfältigen Holofernes in Judith wagen, als einen komischen Schuster in den verliebten Handwerkern.

Durch das ewige Herumlaufen brachte er es endlich so weit, daß er Erlaubniß erhielt, sich hören zu lassen. Und es war die hohe Zeit; denn weder er noch Xaver besaßen einen Heller mehr, und der Wirth drohete täglich, sie aus dem Hause zu werfen. Jetzt war die Stunde da. Der Abend kam. Xaver war den Abend vorher mit nassen Augen zu Bette gegangen und hatte die heilige Jungfrau gebeten, es seinem Freunde gut gehen zu lassen und ihm vielen Beifall zu verschaffen. Daß die heilige Jungfrau sich, nach den Begriffen der Gläubigen, nicht mit dem Theater und ihrem Personale abgebe — daran dachte er in seiner Einfalt nicht. Alberto fuhr nach dem Schauspielhause als Holofernes mit einem gewichtigen Kupferhelm von Goldpapier, mit brausendem Barte, ein formidables Schwert an der Seite und unzählige Pailletten auf dem Küraſſe, wie Sterne am Himmelsgrunde. Xaver hatte kaum den Muth seine assyrische Excellenz zu umarmen und ihm Glück zu wünschen. Als es Zeit war, ging er selbst mit klopfendem Herzen zum Theater hin. Das Haus ist groß, mit vielen Eingängen; den rechten Weg zum Parterre hatte er vergessen: er fragte also einen Vorbeigehenden nach dem Orte, wo g e s p i e l t w e r d e? Der Fremde zeigte ihm eine Treppe. Es befremdete ihn nicht, daß er so hoch hinauf ging, und nun stand er plötzlich in der Vestibule eines großen Saals mit zwei Thüren, und vier Schildwachen, welche, wie er hineintrat, riefen: „den Hut abge-

nommen!" Dieses verblüffte ihn zum Theil, aber sein Erstaunen wuchs noch mehr, als er überall große, mit grünem Tuche überzogene Tische im Saale erblickte. Auf den Tischen lagen Goldhaufen, und bleiche, hagere Menschen saßen, wie Statuen an den Tischen, jeder einen Stab in der Hand mit einer kleinen Schaufel, ungefähr wie zum Billardspiele gebildet. Xaver wunderte sich über die Maßen und hätte wirklich geglaubt, daß man hier Billard spiele, hätten ihn nicht die Karten, die den Louisd'ors zur Seite lagen, überzeugt, es sei ein anderes Spiel.

Jetzt wurden die Wachslichter in den Kronleuchtern angezündet, und die Spieler versammelten sich nach und nach. Xaver schob sich auch zu einem Platze, und wunderte sich über alle die Goldstücke, welche die Banquiers entweder mit den Instrumenten an sich zogen, oder auch den Gewinnenden mit großer Fertigkeit auf das grüne Tuch hinwarfen. Vom Spiele verstand er gar nichts. Er sah nur den Tisch durch Streifen abgetheilt, und mit rothen und schwarzen Flecken von Saffian beklebt. So zauderte er lange Zeit, und wäre vermuthlich wieder weggegangen, ohne an dem Spiele Theil zu nehmen, hätte nicht eine kleine, blasse, eifrige Person, die mit einer Stecknadel in eine Karte prickelte, um ihre Berechnung nach der Wahrscheinlichkeit zu machen, ihn in die Seite gestoßen und ihm gesagt: „Wenn er nicht mitspiele, solle er nicht den Spielenden im Wege stehen." Xaver wußte nun erst, daß er mitspielen konnte, wenn er wollte. Er griff in die Tasche und befühlte den einzigen Louisd'or, den er noch besaß, so lange, bis er ganz warm ward, und ihm zuletzt gleichsam die Finger brannte. Das unparteiische, ruhige Gesicht des Spielers, die Unverdrossenheit, womit er eben sowohl bezahlte, wenn er verlor,

als hineinschob, wenn er gewann, ließ Xaver hoffen, daß man ihn nicht betrügen würde, obgleich er nicht das Spiel verstände. Nach mehreren mißlungenen Versuchen, den Louisd'or aus der Tasche herauszuholen und auf den Tisch zu werfen, gelang er ihm zuletzt. Er wollte ihn aufs Rothe werfen, weil ihm diese Farbe am reizendsten vorkam; aus Ungeschicktheit ließ er das Goldstück aufs Schwarze hinrollen. Der Banquier fragte, „ob es da liegen bleiben sollte?" Und wiewohl es ihm von Herzen zuwider war, nickte er doch mit Blödigkeit, um das Spiel nicht aufzuhalten, obschon dieser Louisd'or sein ganzes Vermögen ausmachte. Er gewann. Jetzt sah er wie ein Offizier, der viel gewann, sein Geld stehen ließ. Dies that er auch; und nun hatte er vier. Er zitterte so sehr vor Freude, daß er über und über erröthete, aus Furcht, man möchte es ihm abmerken. Jetzt fing er an nachzurechnen, wie viele Scudi vier Louisd'ors ausmachten. Xaver rechnete langsam, und konnte nicht mehr als eine Sache auf einmal im Kopfe behalten. Es ward vier Mal gespielt während er seine Rechnung machte. In der Zeit hatte er eben so oft gewonnen, und es lagen jetzt vierundsechzig da. Er zitterte und bebte. Der alte Offizier ließ noch sein Geld stehen; er that es auch, und nun hatte er hundert und achtundzwanzig. Jetzt strich der Offizier die Hälfte ein, und setzte den Rest aufs Rothe. Xaver ahmte ihm nach. — Und nun hatte er hundert und zweiundneunzig Louisd'ors gewonnen. Es würde zu weitläufig sein, ihm Schritt vor Schritt zum Tempel des Glücks zu folgen. Nur so viel mag genug sein; in einer Stunde hatte er wie der alte Offizier gespielt und sein Glück gemacht; denn er hatte jetzt fünfhundert Carolin in der Tasche.

Jetzt hörte er auf, eben so wie der Offizier. Dieser alte, trockne Kriegsmann kehrte sich gegen ihn und sagte: „ich will Euch zwei gute Lehren geben, Freund! Es scheint, daß Ihr schlafend Euer Glück gemacht; verdient's aber vielleicht eben so gut, als wie Andere, die wachen. Nehmt Euch also fürs Erste Einen von der Wache mit zur Bedeckung; sonst werdet Ihr auf dem Heimwege geplündert. Zweitens rathe ich Euch, nie wieder Hazardspiel zu wagen. Es wäre Undankbarkeit gegen die Fortuna, sie zu mehrern Gunstbezeugungen zu nöthigen, als sie Euch freiwillig geleistet, und vielleicht könnte sie sich rächen." Xaver dankte dem Offizier für seinen Rath, und that, wie er ihm gesagt. Als er nach Hause kam, nahm er gleich einen Bedienten an, und zog ins beste Wirthshaus der Stadt, nicht um zu verschwenden; aber er wollte doch etwas Vergnügen für sein Geld haben. Im alten Logis bezahlte er alles baar; und bat, wenn Alberto nach Hause käme, möchten sie ihn hinweisen, wo er jetzt wohne.

Während es nun Xaver so glücklich im obern Spielhause ging, hatte Alberto ganz das Gegentheil im untern erfahren. Mit einem Muthe, der dem Muthe des wirklichen Holofernes wenig nachgab, trat er in seiner Rolle auf. Allein unerachtet seines fürchterlichen Helmes, seines buschigen Bartes und seines formidablen Schwertes, war es ihm nicht gelungen, dem Publikum die schuldige Ehrfurcht für seine Person einzuflößen. Man hatte nicht so viel Geduld, seinen Tod von der Hand Judiths zu erwarten. Sie sollte ihn erst im dritten Akte enthaupten, und er ward im zweiten förmlich ausgezischt. Vergeblich stützte er sich auf sein Schwert mit einer Regulusmiene, die des Todes spot-

tet. Der Helm ward von einem Recensenten in der Gallerie so genau mit einer Orange getroffen, daß er ihm vom Kopfe herunter fiel, und mit dem Helme verlor er den Muth. Man ward genöthiget, den Vorhang fallen zu lassen; und Alberto, der eben so viel Ehrgefühl hatte, als wenig, worauf er es gründen konnte, stürzte in größter Verzweiflung aus dem Schauspielhause hinaus. Im ersten Augenblick fand er, daß er diese Schmach nicht überleben könnte. In einen schwarzen Mantel gehüllt, worunter sich noch die romantische Tracht befand, beschloß er sich zu ertränken. Weil aber kein Wasser in der Nähe war, kühlte sich die Hitze etwas ab, ehe es so weit mit ihm kam, und nun fand er es bequemer, Xavers Reisepistolen zu gebrauchen. In schwärzester Verzweiflung kehrte er nach Hause. Zitternd wagte er es kaum hineinzugehen; er wußte, daß die Geduld des Wirths nach dieser unglücklichen Probe erschöpft sein mußte; daß er ihn aus dem Hause jagen würde. Jetzt fing er an verzagt und kleinmüthig zu werden. Er fürchtete Hungers zu sterben; und seine einzige Hoffnung war, daß Xaver, durch seiner Hände Arbeit, das Nöthige zu ihrer Beiden Unterhalt verdienen solle.

Als er ins Haus hineintrat und auf sein Zimmer gehen wollte, fand er es öde und leer. „Ach!“ dachte er, „der Wirth hat sich schon unserer kleinen Habe bemächtigt. Wo bist Du, mein Bruder Xaver? Mein Freund im Leben und im Tode?“ Jetzt kam der Wirth und erzählte, wie Xaver Alles hätte abholen lassen, ihre Schuld bezahlt und nach Albergo della Cita hingezogen sei.

Alberto wollte seinen eigenen Ohren nicht glauben. Nachdem der Wirth es ihm zu wiederholten Malen versichert hatte, ver-

ließ er das Haus im größten Zweifel. Er dachte, daß Alles Neckerei sei, daß Xaver hauswild auf den Straßen herumschlendere und ihn suche. Er verfluchte sein Schicksal. Schwindelnd taumelte er fort. „Du mußt doch dahin,“ dachte er zuletzt. „Es ist doch Alles Eins. Was ist jetzt weiter für Dich zu thun, als auf den Straßen umherzulaufen?“

Mit wankenden Schritten und bebender Stimme nahete er sich dem eleganten Diener, der, mit einer feinen weißen, an der einen Seite aufgesteckten Schürze und mit seidenen Strümpfen in der Thür des prächtigen Gasthauses stand. Kaum hatte dieser seinen Namen erfahren, als er rief: „Ganz recht, mein Herr! Belieben Sie nur zu folgen.“ Mit diesen Worten griff er einen dreiarmigen, silbernen Leuchter mit weißen Wachskerzen, der in dem Flur stand, und lief voran, die breite Treppe hinauf, um Alberto den Weg zu zeigen. Der Kellner führte ihn in ein schönes Zimmer. Die Wände waren von rothem Damast, mit Goldleisten eingefaßt. Unter der Decke brannte eine Lampe; auf der Marmorplatte über dem Kamin standen zwei andere Lichter; und im Sopha, gerade dem Eingange gegenüber, lag sein Freund Xaver, so lang er war, in Stiefeln. Xaver hatte kaum Alberto gesehen, als er die Arme ausbreitete und ihm entgegeneilte. — Er hatte Alberto's Unglück gehört, aber hoffte, ihn zu trösten, wenn er ihm sein Glück erzählte. „Vergiß alle Kabalen,“ rief er, „und laß das Theater zum Teufel fahren. Jetzt brauchst Du es nicht mehr.“ Statt aber, daß dieses Glück Alberto erfreuen sollte, so ärgerte es ihn. „Glaubst Du,“ sagte er mit einer verächtlichen Miene, „daß ich nur ums Essen und Trinken den Musen gehuldigt?“ — „Du kannst ihnen ja auf

eigene Hand huldigen, so viel Du magst," antwortete Xaver. „Fasse Muth! mein liebes Brüderchen. Siehe, da kommt eben das Abendessen. Der Wein steht schon dort auf dem Schenktische, und die Musikanten erwarten nur einen Wink, um die Tafelmusik gleich anzufangen." — „Recht so!" versetzte Alberto; „die sollen es haben, die weder lesen noch schreiben können. Es ist in der Ordnung, daß ich Almosen von Dir erhalte." Und jetzt fing er ein spöttisches Lied an, über die Dummheit, die immer zu Ehrenstellen gelangt. Xaver fand sich mit Geduld in Alberto's edeln Zorn; er ging gelassen zu Tisch, und rächte sich nur an den Gerichten. Als Alberto sah, wie wenig sein Muth wirkte, setzte er sich Xavern gegenüber, und ließ, unerachtet seines Aergers, sich das Essen wohl schmecken. Er ertränkte seine Sorgen in der Lethe des Weins. Allein, die Spielleute mußten ihre Musik einstellen; denn Musik war ihm zuwider geworden.

Vorher hatte er blos Xaver verachtet; jetzt fing er an, ihn zu hassen, und dachte nur daran, wie er ihm helfen sollte, sein Vermögen zu verschwenden. Allein, so einfältig Xaver sonst in vielen Dingen war, so begriff er doch sehr gut, daß es eine Tollheit sei, das Kapital anzugreifen, wenn man gemächlich von den Renten leben kann. Er setzte mit dem alten Offizier seine Bekanntschaft fort, und dieser half ihm, sein Vermögen an einem sichern Orte anzubringen. Die Renten theilte er treu mit seinem sogenannten Freunde, und richtete sich sonst nach ihm in allen Dingen, wie vorher. Als jener deshalb vorschlug, Mailand zu verlassen, hatte er nichts dawider; denn er konnte wohl begreifen, daß Alberto nicht länger zum Spott das Steinpflaster hier treten wollte.

Alberto, ein Universalgenie in eigener Einbildung, beschloß jetzt, sich auf die Malerkunst zu legen, und eilte nach der Blumenstadt Italiens, der Königin des Arno, um seine Blicke zu sättigen an den schönen Bildern der Kirchen und der Florentinischen Gallerie. In den Appeninen mußte Alberto erst verschiedene Todesgefahren ausstehen, theils aus Furcht vor Räubern, theils weil Xaver, der jetzt mehr, als vorhin, zu verlieren hatte, endlich seine Reisepistolen geladen mit in den Wagen haben wollte. Bei jedem Stoße des Wagens fürchtete Alberto, daß sie von der Wagenthür ihm hinunter in die Zehe abknallen möchten. Endlich war die Gefahr überstanden, und an einem frühen Märzmorgen sahen sie die Kuppel des Doms drunten im schönen Thale hervorragen. Der klare Himmel, die warme Sonne, die blauen Gebirge, die schattigen Hügel, die Wintersaat auf dem Felde, die schön hervorkeimte, die dunkeln Cypressen, die rothen Blüthen an den Fruchtbäumen, welche noch ohne Blätter da standen; das grüne Laub vom vorigen Jahre, das noch nicht verwelkt war, — alles dieses gab dem Ganzen viel Leben, obgleich der Lenz noch nicht gekommen war. Jetzt verschwand die Kuppel wieder, und ließ sich erst eine halbe Meile vor der Stadt wieder sehen, und eine Menge von Gebäuden, mitten im breiten Thale, das vom Silberdrahte des Arno in zwei ungleiche Hälften durchschnitten ward. Rund um die Stadt lagen im schönen Kreise die herrlichen Landhäuser und Lustschlösser, von welchen Ariost sagt, daß, wenn sie an einem Orte versammelt wären, würden sie ein doppeltes Rom ausmachen. Dieser herrliche Anblick ergötzte übrigens nicht Alberto sehr, denn seine feurige Seele erlaubte ihm nicht, Zuschauer von etwas Schönem zu sein; er mußte es selbst

hervorbringen, wenn es ihn vergnügen sollte. Xaver hätte sich gewiß in seiner Unschuld sehr darüber ergötzt, wenn er es gesehen hätte; er war aber leider kurzsichtig. Also ging es ihnen, wie vielen Reisenden, die schöne Natur ging ohne Wirkung an ihnen vorüber. Deswegen that es auch Alberto bei Weitem nicht so leid, wie er es seinem Gefährten weiß machen wollte, daß sie eben in der stillen Woche nach Florenz kamen, die Gallerie verschlossen, und die Kirchenbilder mit schwarzen Teppichen behangen fanden. Wenn er auf den Markt ging, so war es nicht so wohl um selbst das Schöne und Charakteristische an den Statuen zu schauen, als vielmehr auf Xaver zu schelten, wenn dieser es nicht sah.

Jetzt näherte sich der Tag, welcher den Schleier von allen den schönen Gemälden abziehen sollte, um den Maler zu beglücken. Er und Xaver waren deswegen nach dem Dome gegangen. Es war der Sonnabend zwischen Charfreitag und Ostern. — Gegen zwölf Uhr sammelte sich eine Menge Leute. Nicht blos die Kirche, auch ein Theil des Platzes draußen war von Menschen erfüllt. Da ward, in langsamer Prozession, eine große, viereckige Maschine, von Gestalt beinahe wie ein Leichenwagen, aber mit bedeckten Seiten und kleinen Oeffnungen, von vier weißen Rindern auf den Platz hingezogen. Vor der großen Kirchenthür hielt der Zug. An dieser Maschine ward eine schmale Schnur befestigt, die durch die Kirche gerade nach dem Hochaltar ihre Richtung nahm. An dieser Schnur ward im Chor eine künstliche Taube befestigt. — Alles war noch stille Klage; keine Bilder, keine Musik; nur der eintönige Klang von der Messe! In stiller Erwartung stand der zahlreiche Haufen in der Kirche, und

auf dem Domplatze mit der Schnur über ihren Häuptern. Endlich schlug die Glocke Zwölf. Mit dem letzten Schlage war der Schmerz der stillen Woche verhallt. Die goldene Sonne brach durch ihre kohlenschwarze Wolke; der kniende Priester richtete sich auf, erhob seine Fackel, und zündete die raketgefüllte Taube an. Da flog sie wie ein flammender heiliger Geist über die Häupter der Gemeinde, durch die Kirche, auf den Platz hinaus, zündete das Feuerwerk an, womit die Maschine gefüllt war; — und hundert jauchzende Schüsse und sausende Feuerräder, und steigende Strahlen bezeugten jetzt, daß Christus auferstanden sei, und daß die Schöpfung sich erfreuen solle. In diesem Augenblick flogen alle schwarze Vorhänge von den schönen Gemälden; die Orgel ertönte, die Instrumente klangen, die Sänger stimmten ihren Freudengesang an, und das ganze Volk warf sich auf die Knie mit aufgehobenen Händen, und rief mit lauter Stimme: „Er ist erstanden!"

Der ehrliche Xaver weinte, wie ein Kind. Alberto wußte nicht, was er von diesem Aufzuge sagen, ob er sich dessen erfreuen, oder sich darüber ärgern sollte. Er wollte eben Xavers Thränen lächerlich machen, als seine Augen auf einen Gegenstand fielen, dessen Schönheit so mächtig wirkte, daß sie selbst ihn ganz in seinen Concepten störte. Es war eine blühende Italienerin von ungefähr achtzehn Jahren, die ihm zur Seite kniete. Ihre Ebenholzhaare waren gescheitelt, wie bei der Madonna. Das schwarze Kleid schloß dicht um die runden Schultern und die volle Brust. Die Hände und Arme, die sie in die Höhe erhob, wurden in dieser Stellung noch weißer, und von den schwarzen, funkelnden Augen flossen brennende Thränen über ihre Rosenwangen. Wie

sie in zurückgebogener Stellung da lag, hatte er zugleich Gelegenheit, ihren schlanken Leib recht zu bemerken, und den niedlichsten Fuß, welcher hinten aus dem schwarzen Gewande der Knienden hervorragte.

In diese Schöne verliebte sich Alberto so plötzlich, daß er Alles, was ihn umgab, ganz vergaß. Er verschlang sie mit den Blicken; er hielt den Athem zurück, um ihre Seufzer zu hören. — „Hier ist sie" — dachte er — „meine Göttin, mein Ideal. Nichts, als der Tod, soll mich von dieser Stunde an von Dir trennen." — In diesen Betrachtungen bekam er einen so gewaltigen Druck von dem Haufen, der hinaus wollte, daß er genöthigt ward, dem Strome zu folgen. So sehr er auch den Kopf zurück drehete, und wie Leander für Hero gegen die Wellen arbeitete, so half es doch alles nichts. Er ward von verschiedenen Ellenbogen emporgehoben, und wie ein fränkischer König auf den Schultern zur Kirche hinausgetragen. Hier ward er ungeduldig und machte eine konvulsivische Bewegung, wodurch er die gute Stellung verlor, und zweifelsohne zu Tode gedrückt worden wäre, wenn nicht Xaver ihm getreu gefolgt und ihm geholfen hätte, indem er mit seinen starken, zusammengeschlungenen Armen ihm einen Weg machte. So kam er denn glücklich zum Markte hinaus, aber mit niedergetretenen Schuhen, kothigen Strümpfen; seinen Hut hatte er im Gedränge verloren, und als er nach seiner Uhr sehen wollte, war sie weg.

Doch dieser Verlust schmerzte ihn eben nicht sehr. Die Uhr hatte Xaver ihm geschenkt, und er konnte ihm eine wieder schenken; aber, wo war die Schöne geblieben? Es war ihm nicht möglich, sie zu entdecken, ungeachtet er bei der Thür stehen

blieb, und die ganze Gemeinde Revüe passiren ließ. Endlich fiel es ihm ein, daß er gar zu unordentlich aussähe. Er fühlte, daß es ihm Schande machen würde, wenn sie ihn in diesem Zustande treffen sollte. Er hoffte gewiß, sie morgen wiedrr in der Kirche zu finden. Bis dahin beschloß er geduldig zu sein, und sich in seiner Phantasie mit ihrem Bilde zu beschäftigen.

Nächsten Tages vergaß er nicht in die Kirche zu gehen. Es dauerte indeß lange, ehe er sie entdeckte. Endlich hatte er dieses Glück, eben wie die Hoffnung ihn verlassen wollte. Heute war sie nicht schwarz, sondern in schöner, lichtgrüner Seide gekleidet, die verrätherisch die herrlichen Formen einhüllte. Sie las mit Andacht ihre Paternoster; als dies vorbei war, hüllte sie sich wieder in ihren Schleier und ging fort. Alberto folgte ihr mit wankenden Schritten. An der Thür hielt ein Wagen, in welchen sie stieg. Hatte aber der Schleier ihn neidisch des entzückenden Gesichts beraubt, so ersetzte ihm der Zufall völlig diesen Verlust, als sie in den Wagen stieg, denn er bekam Schönheiten zu sehen, von denen ihm nicht geträumt, und welche die seidenen Strümpfe mehr ins Licht stellten, als verbargen. — „Halte mich, Xaver!“ rief er; „mir schwindelt.“ Allein dieses Mal mußte er sich selbst helfen; denn Xaver war zurück geblieben, um die herrliche Musik zu hören, und um das feine Räucherwerk zu riechen, welches die Chorknaben hinter dem singenden Prälaten dreist im Takte schwangen.

Jetzt fing Alberto an, Sonette zu machen zu seiner Schönen Ehre, und vergaß darüber ganz das Malen. Aber er sagte, wie wahr: „Wenn ich nicht sie malen kann, was kann ich denn malen? Ihr dagegen die Gefühle meines Herzens deu-

ten, das kann ich!" So ward er denn jetzt ein Poet. Wir wollen zur Probe eines der dreihundert Sonette abschreiben, die er bei dieser Gelegenheit verfertigte.

Seh' ich am Firmament der Sternen Heere,
Dann denk' ich: Ach, was ist der ganze Plunder?
Was ist die Welt? Ihr Busen ist doch runder,
Als jede schön belebte Himmelssphäre.
O, daß ich ewig dieses Feuer nähre!
Verliebtheit macht Gesundheit selbst gesunder,
Und nagt sie auch die wunden Herzen wunder,
Gebührt Gott Amorn doch die höchste Ehre.
Dein Blick hat mich erquickt, im süßen Bade!
Und als ich sah die schöne, volle Wade,
Da wär' ich fast zur Erde ganz gesunken.
O, mache mich bald ganz, ganz liebestrunken!
Noch sah ich nur im fernen, flücht'gen Bilde
Den Vorhof zu Elysiums Gefilde.

Bald hatte Alberto erfragt, wo seine Schöne wohnte. Jetzt klimperte er auf der Guitarre, und sang Sonette jede Nacht vor ihrem Fenster. Wenn er sie in der Kirche traf, betrachtete er sie so lange, bis ihre Augen den seinigen begegneten, und dann starb er ganz hin vor Glückseligkeit. Mitunter lächelte sie ihn freundlich an, und endlich hatte er das Glück, daß, wenn er musicirte, ein kleines Fenster über dem Thore geöffnet wurde, und er vernahm ein so gewaltiges Klatschen, daß man es ihren seidenweichen, zarten Händen kaum hätte zutrauen sollen. Das Sonderbarste war noch, daß er durch diese Verliebtheit wirklich viel von seiner Naseweisheit und Unverschämtheit verlor. Er

wagte sich nie ins Haus hinein, um zu fragen, wer sie sei? Sie war ihm ein übernatürliches Wesen, und es würde ihm in seiner Phantasie gestört haben, wenn er gewußt hätte, daß sie von einem gewissen Stande wäre, oder zu einer gewissen Familie gehöre. Allein — ob sie ihn auch liebte? das wollte, das mußte er wissen. Zwar glaubte er die unverkennbarsten Beweise in ihrem Lächeln, in ihren Seufzern zu haben; in ihrem nachdrücklichsten Händeklatschen; aber er wollte es doch lieber aus ihrem eignen Munde hören. Und es gab sich denn auch bald eine Gelegenheit, solches zu erfahren, obschon es Xavern wieder manchen blanken Thaler kostete.

Alberto hatte nämlich bemerkt, daß die Schöne sehr gewissenhaft alle Woche einmal in der Kirche beichtete. Ihrem Beichtiger schenkte er jetzt eine nicht unbedeutende Summe, damit er ihm nur einige Augenblicke sein Amt überlasse. Es geschah gewöhnlich früh Morgens, wenn noch nicht viele Menschen da waren. Die braune Kutte verbarg den Beichtiger, der in einem hölzernen Stuhle saß, wo er weder sehen, noch gesehen werden konnte. Das Beichtkind setzte sich in einer ähnlichen Einrichtung ihm zur Seite. Nur ein kleines Loch in der Scheidewand war da, wodurch sie mit einander sprechen konnten, wenn sie wechselweise Ohr und Mund an die Oeffnung legten. Erst hatte Pater Benedikt wohl viele Bedenklichkeiten, allein die schönen Goldstücke entfernten jede Einwendung, und er hoffte nach seiner jovialischen Denkungsart bald Vergebung einer Sünde zu bekommen, deren ganzer Zweck nur darauf hinaus ging, einem Liebhaber die Gewißheit zu verschaffen, ob er wieder geliebt würde.

Mit welcher Herzensangst legte jetzt Alberto sein Ohr ans Loch.

Wie wuchs seine Unruhe, als er der Schönen klare Stimme vernahm. Sie hatte nur eine einzige Sünde sich in der letzten Zeit vorzuwerfen; was konnte das anders sein, als ihre Liebe für ihn? Mit andächtiger Stimme ermunterte er sie zur Aufrichtigkeit, und jetzt hörte er sie sagen: „Ach, ehrwürdiger Vater, es ist eines jungen Menschen wegen, der täglich hierher kommt, um mich zu sehen, weil er sich in mich verliebt hat.“ — „Fürchte nichts, meine Tochter!“ rief Alberto, wie ein erhabner Orgelton, wenn der Organist zugleich den Tremulanten zittern läßt, „Liebe ist eine heilige Leidenschaft. Sprich, meine Tochter. Schütte mir Dein Herz aus! Der junge Mensch liebt Dich?“ — „Wie weit es mit der Liebe her ist,“ war die Antwort, „kann ich nicht sagen. Eine ordentliche Liebe mag es wohl schwerlich sein, weil er ein außerordentlicher Narr ist.“ — Hiebei ward Alberto zu Muthe, als wenn sie ihn mit einem Eimer eiskaltes Wasser übergossen. „Wie?“ rief er — „Du liebst ihn also nicht wieder? — Und hast Du ihn nicht mit Seufzern und Lächeln ermuntert, Du Gottlose?“ — „Ach ja! das ist eben meine Sünde. Ich habe den armen Menschen zum Besten gehabt, und das ist ein Verbrechen im Gotteshause, das ich aufrichtig bereue und bekenne.“ — „Und hast Du es auch nicht außer der Kirche gethan, bußfertige Magdalena?“ fragte Alberto. — „Ja wohl! doch da war die Sünde nicht sehr groß!“ — „Ich kenne den jungen Menschen, er hat mir Alles erzählt. Hast Du nicht mit Vergnügen seinen nächtlichen Gesängen Dein Ohr geliehen? Hast Du nicht in die Hände geklatscht, um ihn zu ermuntern?“ — „Ach, das war mein thörichter Uebermuth, den ich gern gestehe! Es freute mich, ihn in seiner nächtlichen Ruhe zu stören. Ich selbst schlief süß; es war

unser Hausknecht, den ich dafür bezahlte, daß er im Thorfenster sitzen und klatschen sollte." — „Daher schreibt sich der laute Beifall!" sagte Alberto naiv. — „Seine Hände sind durch Arbeit gehärtet," war die Antwort; „ich zweifle nicht daran, daß der Applaus nachdrücklich gewesen!" — „Und Du konntest so mit den edelsten Gefühlen Deinen Spaß treiben?" — „Hätte er nur ein Bischen Menschenverstand gehabt, so müßte er ja wissen, daß die Tochter vom Hause nicht im Thorzimmer schliefe, und daß man nicht mit weichen Händen, wie mit hölzernen Bretern schlägt." — Jetzt hatte Alberto genug. Er ließ sie ohne Absolution abgehen, und versicherte ihr, sie würde zur Witzigung für diese Frevel im Fegfeuer brennen. Er hielt sich mit genauer Noth in seiner Rolle. Die Schöne ging, und jetzt war seine Liebe ganz in Zorn und Erbitterung verwandelt.

Als die Zeit aber den Zorn einigermaßen wieder abgekühlt, hätte die Liebe sich vielleicht wieder eingefunden, wenn nicht die Schöne — plötzlich verschwunden wäre. Um sich zu zerstreuen, machte er jetzt Bekanntschaft mit mehrern lustigen Gesellen. Sie riethen ihm, nicht die Dinge der Welt so genau zu nehmen; weil aber das Schicksal ihm vergönnt, gemächlich auf Xavers Kosten zu leben, so sollte er es thun, und sich anderwärts trösten. Jetzt ging es lustig! Jeden Mittag war eine kleine Mahlzeit bei Xaver, wozu die Gesellen eingeladen wurden. Ihre Freude und Heiterkeit machte ihm Vergnügen, und es war ihm angenehm, ihnen Gefälligkeit zu erzeigen.

In dieser Zeit ereignete sich etwas so Sonderbares, daß es vielleicht selbst dem geneigten Leser unwahrscheinlich scheinen wird; wir bitten ihn aber zu bedenken, daß Xaver zwar ein ehrlicher Kerl

war, aber sonst sehr unerfahren und ungeübt in den Vorfällen der Welt. Jeder von den jungen Menschen hatte eine Geliebte; Alberto hatte auch eine solche gefunden. Diese Schönen gaben ihnen immer Stoff genug zu ihren Gesprächen, wenn der Wein sie lustig gemacht, und Xaver mußte dann immer die Demüthigung ertragen, daß er nichts zu erzählen hätte. Fuhren sie auf's Land, so hatte jeder seine Liebste mit, und nur er keine. Nun versprachen sie ihm oft eine solche zu verschaffen, aber Xaver war eigen; er wollte eine haben, die schön und ehrbar sei, und die ihn wirklich liebte. Dieses war nicht so leicht zu Stande zu bringen, besonders da er sehr blöde und zurückgezogen war. Es verfloß also lange Zeit, in welcher er sich beständig necken lassen mußte.

So geduldig, wie er es nun auch anfangs ertrug; so unerträglich ward es ihm zuletzt, und er dachte mit Ernst daran, wie er sich mit Ehren aus dieser Lage herausziehen sollte. Wenn er jetzt ausging, sah er mehr zu den Fenstern, als sonst; denn nicht einmal Alberto's schöne Unbekannte hatte er gewagt recht in Augenschein zu nehmen. Sah er auf ein Frauenzimmer, so mußte sie ganz in andere Gedanken versunken sein, ohne ihn zu bemerken; sobald ihre Augen auf die seinigen fielen, gerieth er in Verwirrung, und er pflegte dann je eher je lieber die Flucht zu ergreifen. Hiezu kam, wie wir bemerkt haben, daß er kurzsichtig war, und nicht die Schönheit entdecken konnte, ohne sie gerade in der Nähe zu begaffen, welches ihm die Blödigkeit verbot. Aber, in der letzten Zeit, wenn ihn die Freunde besuchten, fanden sie ihn gedankenvoll und zerstreut. Er achtete nicht auf ihre Possen; sein außerordentliches Lachen hatte um Vieles abgenommen; ja, sie hörten ihn wohl selbst mitunter seufzen. Jetzt mußte Alberto sich

alle Mühe geben, die Ursache zu erfahren; und es dauerte denn auch nicht lange, ehe Xaver eines Abends sein Herz dem Freunde folgendermaßen eröffnete: „Niemand weiß, wo der Schuh drückt, als der, der ihn am Fuße trägt. Ich habe mich oft gewundert, Alberto, wie Du ein Weibsbild hast lieben können. Jetzt fang' ich aber an, die Möglichkeit zu begreifen; denn ich bin selbst nicht ganz ohne in der spätern Zeit.“ — Alberto war ganz Ohr, und Xaver versetzte: „Ihr wähnet, daß ich nie verliebt werden kann, aber es wäre wohl möglich, daß Ihr die Rechnung ohne Wirth gemacht hättet. Denn gerade heraus gesagt, ich bin sterbens verliebt.“ — „In wen denn, mein Bruder?“ — „Ich kenne noch eben so wenig die Meine, wie du die Deine. Alles, was ich weiß, ist, daß es ein Weibsbild ist, voll Tugend und Ehrbarkeit, wenn sie auch den ganzen Tag vom Morgen bis Abend im Fenster sitzt. Das Einzige, was ich nicht leiden mag, ist, daß sie täglich ihren Kopfputz verändert, welches ihr allenfalls zur Eitelkeit ausgelegt werden könnte. Aber sie ist übrigens so stille, und so gedankenvoll, daß ich es nicht von ihr glauben kann. Die Andern laufen immer zu den Fenstern und wieder zurück, wie Narren, um sich über Leute aufzuhalten, die vorbeigehen. Sie schaut nie hinaus, sondern immer so schräge vor sich hin. Wahrscheinlich ist sie mit einer Handarbeit beschäftigt, und das gibt mir den Muth, sie zu betrachten. Solche blaue Augen, so einen rothen Mund, solchen schönen gewölbten Busen hast Du noch nie gesehen.“ — „Ist sie denn schöner, als meine Kirchengängerinn?“ fragte Alberto. — „Das kann ich Dir nicht gewiß sagen,“ war die Antwort, „denn Sie habe ich nie recht untersucht. Aber diese habe ich gesehen, sehe sie täglich. Ihre Züge haben sich tief in

mein Herz hineingeprägt, und wenn sie eben so schön ist an Geist, als an Körper, so bin ich fest entschlossen, sie bald möglichst zu heirathen, wenn sie sonst nichts dagegen hat."

Alberto machte nun mehrere Fragen, und brachte heraus, daß die Schöne bei einer Modehändlerin in der Nachbarstraße wohne. Er tröstete Xaver damit, daß solche Personen selten grausam seien; aber Liebe, die immer zweifelt, überwältigte Xaver so, daß er nicht eher ruhen wollte, als bis er das Geständniß von ihren eigenen Lippen hören würde. Nächsten Vormittag gingen sie also Beide am Hause vorbei. Alberto sah sehr aufmerksam nach den Fenstern, entdeckte aber weiter nichts, als einen hübschen Haubenstock mit roth- und weiß-lackirtem Pappgesichte, welcher mit einer neuen Dormeuse da stand, um Käufer zu locken.

Alberto kehrte sich gegen Xaver, und wollte eben beklagen, daß sie vergeblich den Weg gemacht, als er diesen einen Seufzer tief aus der Brust heraus holen hörte, mit den Worten: „Da hat sie wieder eine neue Mütze auf! Immer wechselt sie den Kopfputz! Immer sitzt sie am Fenster. Es freuet mich wohl gewissermaßen, weil ich immer so Gelegenheit habe, sie zu sehen; das ist aber doch ein wenig gar zu eitel." — Alberto sperrte die Augen noch einmal so weit auf, als sie ihm von Natur im Kopfe standen, sah Xaver starr an und rief: „War Sie es, die da im Fenster saß, mein Bruder? Hast du Dich in die verliebt?" — „Verdient sie es nicht?" fragte der Andere. — „Ja," antwortete der Schalk Alberto, der in demselben Augenblicke seinen Plan entworfen hatte, — „ich glaube nicht, daß seit den Zeiten der schönen Helena ein herrlicheres Brustbild je in einem Kaufladen gestanden. Sie hat gelbere Haare, als Flachs, und die griechi-

sche Linie von der Stirn, die Nase entlang, konnte kein Tischler gerader hobeln. — „Ich will nicht Deine Schöne heruntersetzen,“ sagte Xaver; „denn wenn ich nicht irre, so hat sie schwarze Haare.“ — „Was ist Schwarz gegen Gelb?“ versetzte Alberto — „dasselbe, was Finsterniß gegen Licht. Unsere Damen mit den nußbraunen Augen können hingehen, und sich an dem ersten besten Nußbaume aufhängen. Hier ist lichter Himmel! Schöner könnte er nicht sein, und wäre er vom blauesten Glase geschliffen; und gegen ihren Mund wird selbst der beste Zinnober, der rotheste Scharlach nur Ocker und Braunstein.“ — „Jede kann gut für sich sein,“ sagte Xaver. „Ich merke wohl, daß Du mich zum Besten haben willst, weil meine Schönheit blond ist, und Deine brunett. Aber, setzen wir uns auch über die Augen und die Haare hinweg, was sagst Du mir denn von ihrem Geschmack? ihrem sittlichen Wesen?“ — „Was ihren Geschmack betrifft,“ erwiederte Alberto, „so würdest Du gewiß nicht leicht eine Frau finden, die sich besser auf den Kopfputz versteht. Ihre Ruhe und Milde zeigt einen guten Charakter an, und wenn sie eben so fleißig ist, als gesetzt, so wird sie Deine fünftausend Carolinen mit eben so vielen Nullen vermehren.“ — „Vermehren, oder nicht vermehren,“ antwortete Xaver, „so siehst Du doch, daß ich eben so verliebt werden kann, wie Du; und daß ich mir etwas Hübsches ausgesucht habe. Nun weißt Du, wie es mit mir beschaffen ist, und ich rechne auf Deinen Beistand in dieser Angelegenheit.“ — „Du sollst einen treuen Achates in mir finden,“ sagte Alberto. Drauf gingen sie nach Hause; Xaver voll verliebter Betrachtungen; Alberto voll Eulenspiegeleien, wie er diesen Umstand benutzen wollte, um seinen Freund lächerlich zu machen.

Er entdeckte gleich den Zechbrüdern Xavers Liebe; und der Gegenstand seiner Leidenschaft setzte sie Alle ins größte Erstaunen. „Wie," riefen sie Alle mit einander, „Xaver hat sich in einen Haubenstock verliebt?" Nnn gingen acht Tage hin mit lauter Neckereien am Tische. So hatte ein lustiger Kopf folgendes Sonett verfertigt, welches er vorlas:

Du kalte Jungfrau! rührt Dich keine Thräne?
Liebäugelst nur, um Männer schlau zu fangen,
Mit Weiß lakirt, und mit Zinnober-Wangen
Und tödtest auch zur Lust, wie die Hyäne?
Ha, schlimme Sphinx, zeig' ihm nicht Deine Zähne!
Das Räthsel ist ihm endlich aufgegangen.
Der Tapfre zürnt, die Rache kennt kein Bangen;
Der kühne Löwe schüttelt seine Mähne.
Bald merkt er wohl, daß Du dem schönen Weibe
Nur ähnelst, Schlaue, mit dem hellen Leibe.
Der untre Theil taugt nichts, ist nur Gerippe!
Er stürzt, wie Oedipus, Dich von der Klippe,
Ich meine droben, von dem Fenster, Stolze,
Weil Du ein Herz im Busen trägst von Holze!

Dieses und mehrere Sonette, denen nicht unähnlich, welche Alberto in vollem Ernste seiner Geliebten zu Ehren verfertigt hatte, wurden mit lautem Gelächter dem ehrlichen Xaver vorgelesen, der alles für gute Münze nahm, weil es ihm ein Spiel des Witzes zu sein schien, das am rechten Orte angebracht war.

Jetzt fing Alberto an, im Verein mit den Uebrigen, seinen Plan durchzuführen. Xavers eifriger Wunsch war, seine Geliebte einmal allein zu treffen, um ihr seine Liebe zu gestehen. Alberto

nahm es auf sich, diese Sache in Richtigkeit zu bringen. Er ging zu der Modehändlerin, und als er ihr etwas für ihre Gefälligkeit versprochen, kam er leicht in Besitz des angebeteten Pappkopfes. Diesem ward ein vollständiger Körper und ein geschmackvolles Kleid gegeben. Drauf brachte Alberto Xavern einen Brief, und wie groß war seine Freude, als er darin eine Einladung fand, er möchte sich nächsten Abend zum Garten am Hinterhause bemühen, da würde sie ihn an dem Plankwerke freundlichst erwarten.

Xaver eilte dahin zu bestimmter Zeit, und fand die Schöne in geschmackvollem Negligee am Rande des Plankwerks, so wie man Marionettpuppen hinter einem Schirmbrete sieht, nur bis zum Nabel sichtbar. Auf diese Art konnte Alberto, der auf der inwendigen Seite mit seinen Gesellen stand, sie leicht bewegen, und sie auf alle Fragen Xavers antworten lassen.

So gestanden sie denn einander ihre Liebe unter freiem Himmel beim Scheine des Siebengestirns; und die Schöne — gestand Xavern, daß sie von ihrer Stiefmutter sehr streng gehalten werde, sehr eingezogen lebe, und sich doch immer, wider ihren Willen, putzen müsse. Sie wünsche nichts sehnlicher, als sich aus dieser Sklaverei zu befreien; sie habe gehört, Xaver sei ein guter, ehrlicher Mensch, und sei bereit, sie zu heirathen. Doch dieses könnte nur durch eine Entführung geschehen. Sie wollte mehr sagen, aber jetzt hörte sie Jemand kommen, und mußte wegeilen. Sie versprach ihm, möglichst bald genaue Kunde zu geben.

Diese Kunde ward ihm nun wieder durch Alberto gebracht, und so ward es ausgemacht, daß die Entführung binnen einigen Tagen nach Fiesole vor sich gehen sollte, die alte Stadt auf dem

Berge nahe bei Florenz, wo sie sich heimlich trauen lassen könnten. Alberto besorgte Alles. Der Wagen kam herbeigerollt. Die Schöne saß schon wohl eingepackt darin. Xaver stieg hinein; Alberto drückte ihn noch einmal an seine Brust, und befahl dem Kutscher, nur immer zuzufahren. Xaver wagte es kaum zu sprechen. Endlich öffnete er seine Lippen mit einer furchtsamen Frage, bekam aber keine Antwort. — Schläft sie vielleicht? dachte er. Sollte dieser gewaltige Schritt sie betrüben? Ich darf nicht in sie dringen. Ohne Zweifel ist sie blöde, weil sie im dunkeln Morgen mit mir allein in der Kutsche sitzt. Die Morgenröthe wird uns Beiden wieder Muth geben, und heute Abend ist sie meine Frau. Auf diese Art fand er sich in Alles. Er setzte sich, nachdem er noch ein paar unnütze Fragen gemacht hatte, der Schönen schräg gegenüber, und so blieben sie Beide schweigend sitzen, bis die Sonne aufging und ihm, statt der gewähnten Schönen, — ein lakirtes Puppengesicht zeigte.

Wie ein Bär, der lange nach dem Honig greift, den man ihm neckend außer dem Eisengitter reicht, wenn er endlich merkt, daß man ihn zum Besten hat — sein Brummen in Heulen verwandelt, und die Tatzen in das zitternde Gitter schlägt — also Xaver! Das Erste, was er that, war, das corpus delicti, die unglückselige Dame, zu greifen, und sie aus dem Wagenfenster hinaus zu werfen. Und seit Jupiter den Vulkan vom Olymp herabschleuderte, ist kein zweibeiniges, federloses Thier mit solcher Behendigkeit durch die Luft geflogen. Drauf sprang er aus dem Wagen, um den Kutscher zu ermorden, was ihm ganz gewiß auch gelungen wäre, wenn nicht dieser sich hurtig in Vertheidigungsstand gesetzt und seine Peitsche gebraucht hätte, mit welcher er

Xavern ganz philosophisch ins Gesicht schlug, während er ihm seine Unschuld aus einander setzte.

Xaver war ein gutmüthiger Mensch und, wie alle Einfältige, von starken Leibeskräften, schwer zu erzürnen, aber dann wurde er auch rasend. Nachdem er verschiedene mißlungene Versuche gemacht hatte, den Kutscher auf seiner Schanze zu bestürmen, jedesmal sich aber mit bedeutendem Verluste zurück ziehen mußte, ließ er ihn endlich in Ruhe mit den Worten: „Fahre zur Hölle, Spitzbube!“ — Dieses ließ der Kutscher sich nicht zum zweiten Male sagen. Die Peitsche, die eben stark gegen Xavers Augen manövrirt hatte, wandte sich jetzt gegen die Pferde, und in wenigen Augenblicken war die Equipage verschwunden.

Xaver stand blaß und sah mit starrenden Augen zur Erde. Nichts, als Alberto's Blut, schien ihn versöhnen zu können. Er zog das Messer heraus, womit er beständig ging; untersuchte seine Schärfe, und stellte sich mit Freude vor, wie herrlich die Blutstropfen vom Messer herabfließen würden, wenn es tief in Alberto's Herzen stecke. Ohne zu wissen, wo er war, oder was er that, lief er so den Berg hinauf, zwischen den alten Gartenmauern. — So kam er endlich zum Berge hinauf.

Unbekannt und unschlüssig ging er nach der großen, kühlen Domkirche, eben wie die schöne Giulia dasselbe thun wollte. Diese Schöne bewohnte ein Haus in der Nähe, und einer der vielen Gärten am Hügel gehörte ihr. Eben wie sie aus der Gartenthüre trat, begegnete sie Xaver, der, erhitzt von der Sonne, von seinem Zorn und dem hurtigen Hinaufsteigen, sich vom unleidlichsten Durste geplagt fühlte. Ohne sie recht zu betrachten, grüßte er, halb mürrisch, halb freundlich, und bat sie darauf mit einer

Miene, wunderlich von Gutmüthigkeit und Aerger zusammengesetzt, um einige Früchte aus ihrem Garten, damit er seinen Durst löschen könnte. Sie lud ihn in den Garten hinein. Die alte Catharina mußte einen Korb mit Früchten in die Laube bringen, und jetzt hatte Giulia ihre ganze Ueberredungskunst nöthig, um Xaver davon abzuhalten, daß er nicht zu viele Stücke von der saftigen Melone äße. Sein Wesen kam ihr so wunderlich vor, daß ihre Neugier erweckt wurde, sein Schicksal zu erfahren, und es kostete ihr auch nicht viel, ihn dazu zu bewegen, ihr sein Geheimniß zu entdecken, weil sein Herz selbst sich sehnte, eine Erleichterung durch solche Mittheilung zu erhalten.

„Madonna!“ sagte er, „ich glaube nicht, daß es seit Methusalems Zeiten einen Menschen gegeben hat, der solche Schmach, wie ich, erlitten! Ich will mich aber auch rächen. Ja, du Niederträchtiger! du Verdammter! Ich will mich rächen!“ — Hier zog er wieder das große Messer heraus und ließ es blinken.

Man kann sich's denken, wie es Giulia zu Muthe bei diesem Anblicke sein mußte; doch sie war von festem, kräftigem Charakter. Der arme Xaver dauerte sie. Er sah so ehrlich und treuherzig aus, daß sie gewiß vermuthete, man müsse ihm großen Verdruß gemacht haben, und sie beschloß, Alles zu thun, was in ihrer Gewalt stand, um einem Unglück vorzubeugen. Ohne also mit trockenen Ermahnungen zu kommen, die immer mehr aufbringen, gab sie ihm Recht darin, daß Rache süß sei, und daß es Beleidigungen gäbe, die nur mit Blut ausgelöscht werden können. „Aber,“ versetzte sie, „womit hat man Euch denn so erzürnt, mein Herr?“

„So muß ich denn erst erzählen," fuhr Xaver fort, „daß ich der dümmste Mensch in ganz Etrurien bin, und daß eine meiner größten Viehischheiten darin besteht, daß ich von Kindesbeinen an einen Narren, einen Taugenichts, einen seichten Pflastertreter, einen eigennützigen, kalten Schlingel geliebt und geschätzt habe. Dieser Vagabond überredete mich dazu, meine Werkstatt zu verlassen, wo ich als ein fleißiger Handwerker mein tägliches Brod verdiente, um ihm nach Mailand zu folgen und ihn auf'm Theater auszischen zu sehen. Und obschon das Schicksal es so fügte, daß ich unterdessen 20000 Skudi oben im Spielhause gewann, ohne das Spiel zu verstehen, und ohne je vorher oder nachher gespielt zu haben, so half es doch Alles nichts, daß ich die Renten mit ihm theilte, ja ihm die größere Hälfte gab. Ich glaube sogar, daß er einen Haß auf mich geworfen hat und mich beneidet, weil ich glücklicher war, als er. Ich habe lange seine und seiner Consorten Sticheleien und Redensarten geduldet, in der Meinung, daß es nur freundschaftlicher Spaß sei; aber diesen letzten Streich vergesse ich ihm nie wieder. Nein, Alberto! schändlicher, niedriger Freund, das vergess' ich Dir nicht, bis ich Dir den Herzensstoß gegeben habe!" — Hier kam der Dolch wieder zum Vorscheine, und Giulia brauchte ihre ganze Besonnenheit, um nicht den Muth zu verlieren. — „Aber was ist denn geschehen?" fragte sie.

Zuvor war Xaver nur in seine Leidenschaft vertieft. Die Rachbegierde und der Zorn hatten seine gewöhnliche Blödigkeit verdrängt; er hatte gar nicht bemerkt, mit wem er spräche, und Giulia nur als ein Mittel betrachtet, wodurch er seinen Zorn ausladen könnte. Jetzt, wie er seine Liebesgeschichte erzählen sollte,

ward er erst aufmerksam. Giulia's Schönheit stand klar vor ihm, und alles dieses zusammengenommen machte, daß er über und über erröthete und sich erst lange sammeln mußte, ehe er die Rede in das Gleis bringen konnte. Diese Verwirrung gab ihm etwas eigenes Annehmliches. Die Hitze und der Zorn hatten sein offenes, wohlgebildetes Gesicht mehr als gewöhnlich belebt. Die ehrlichen, großen, braunen Augen funkelten mit ungewöhnlichem Feuer, und die Schüchternheit gab ihm eine Milde, die wunderlich zu seinem kräftigen Körperbau abstach und ihn als einen wahren Naturmenschen zeigte.

„Ich habe es wohl verdient," sagte er endlich mit gedämpfter Stimme. „Denn wie konnte ich ein solcher Geck sein? Doch muß ich zu meiner Entschuldigung sagen, daß ich äußerst blöde gegen Frauenzimmer bin, und überdies etwas kurzsichtig. Bis jetzt wußte ich nichts von Liebe zu sagen, und durch die Verschlagenheit Alberto's und seiner Kameraden ist es ihnen endlich gelungen, mich hinters Licht zu führen und mich zu beschimpfen." — Nun erzählte er ihr aufrichtig die ganze Geschichte. Die Naivetät, womit er es that, nahm Giulia für ihn ein. Ein Mädchen vergibt einem Manne gern, daß er in Liebessachen noch unerfahren ist. Und wenn auch das ganze Abenteuer eine wunderliche Distraction von Seiten Xavers bewies, so bewies es doch weder Dummheit noch Gefühllosigkeit. Es war vielmehr eine Art von gekünstelter Eitelkeit, um den Sticheleien der Andern zu entgehen, welche ihn zu dieser Parforce-Liebe gebracht; und Xaver zeigte sich doch in Allem, was er sagte, als ein Mensch, der gesunden Sinn und Gefühl besaß. Hierzu kam nun eine außerordentliche, heitere Gutherzigkeit, tausendmal mehr werth, als die kalte Klugheit der

kleinen egoistischen Seelen, die sich über die heilige Einfalt eines unverdorbenen Herzens erhoben glauben.

Als Xaver seine Erzählung vollendet hatte, lächelte Giulia und sagte: „Ihr sollt Euch diese Sache nicht so nahe zu Herzen nehmen. Der kluge Alberto hat Euch ja nichts vorzuwerfen. Lockte er auch Eure Kurzsichtigkeit dazu, eine papierne Puppe wegzuführen, so ist er selbst in ein lebendiges Mädchen verliebt gewesen, die ihn wahrlich durch eine verstellte Beichte nicht undeutlich hat fühlen lassen, wie tief sie ihn verachtete.“

Xaver machte große Augen, denn diese ganze Episode, von Alberto's Schöne, hatte er in seinem Eifer zu erzählen vergessen. „Wie wißt Ihr das, Madonna?“ sagte er. — „Von wem habt Ihr das gehört?“ — „Kennt Ihr mich denn gar nicht wieder?“ fragte lachend die schöne Giulia. „Nein, man merkt doch gar zu deutlich, daß Ihr gar kein Auge für Frauenzimmer habt, weder für wirkliche noch nachgemachte.“ — „Sollte es möglich sein?“ rief Xaver. — „Ihr selbst seid jene Schöne?“ — „Ich und keine Andere,“ antwortete sie — „Und wie kommt Ihr denn hieher?“ — „Ich habe hier mein kleines Eigenthum. Damals war ich zum Besuch in der Stadt bei meiner Muhme.“ — „Und wo sind denn Eure Eltern?“ — „Sie ruhen schon seit vielen Jahren im Grabe,“ antwortete Giulia. — „Ich habe auch weder Vater noch Mutter,“ sagte Xaver. — „Wohnt Ihr denn hier allein?“ — „Ich bewohne dieses Landhaus und diesen Garten mit meiner alten Catharina. Mitunter fahre ich nach der Stadt zu meiner Muhme, die meiste Zeit bringe ich hier zu, und finde mich so froh, wie ein Vogel, in meiner Einsamkeit. Xaver betrachtete sie mit dem ersten dreisten Blick. Seine 20000 Scudi

gaben ihm Muth. „Hört, Madonna!" sagte er, „wollt Ihr nie heirathen?" — „Das war eine Gewissensfrage," sagte sie lächelnd. — Jetzt ward er ein gemaltes Wappen gewahr über der Thür. „Was ist das für ein Wappen?" fragte er bekümmert. — „Das ist unser Familien-Wappen," antwortete Giulia. — „Ach, hängt es so zusammen!" sagte Xaver niedergeschlagen. „Aber ich sehe ein Tischlerschild drunter, was bedeutet das? Wohnt hier auch ein Tischler?" — „Das war meines Vaters Handwerk," versetzte sie. — „Wie, ein Edelmann Tischler?" — „Seine Voreltern haben in Kriegszeiten dieses Wappen erworben. Die Umstände haben ihren Nachkommen ihr Vermögen geraubt. Mit seinen fleißigen Händen hat er die Ehre seiner Familie emporgehalten, indem er sich eine ehrliche Unabhängigkeit sicherte; er ist im Stande gewesen, seine Tochter zu erziehen, und ihr ein kleines Vermögen zu hinterlassen." — „O Madonna!" rief Xaver froh — „ich bin auch ein Tischler gewesen, aber jetzt bin ich reich, und könnte mir ein Diplom kaufen, wenn es sein sollte." — „So geht's in der Welt," lächelte Giulia, „die Wellen der Zeiten steigen und sinken wechselnd nach dem Winde." — „Allein mitunter sammeln sich die verschiednen Fluthen zu einem schönen See mit Blumen an den Ufern!" — „Ei, ei," rief Giulia, „seid Ihr auch Dichter?" — „Wenn es wahr ist, daß man Dichter wird, wenn man liebt," sagte Xaver, „so begreif' ich, wie es zugegangen ist!" Hier wollte Giulia abbrechen, aber er hielt sie zurück. „Nun bin ich einmal vorlaut geworden, sagte er; geschieht es jetzt nicht, geschieht es nimmermehr. Ihr seid schön, das sagt mir Euer Gesicht. Ihr seid gut, das sagt mir Eure Schönheit; selbst habt Ihr mir gesagt, daß Ihr eine vater- und mutterlose Waise

seid. Ein seltsamer Zufall hat uns vereinigt. Schmied' ich nicht, während das Eisen warm ist, so ist Alles verloren! Ich kam heraus, um mich trauen zu lassen; es beruhet auf Euch, ob ich unverrichteter Sache nach Hause kehren und dem abscheulichen Alberto zum Gelächter werden, oder ob ich über ihn triumphiren, und ihm das Garaus machen soll, nicht durch einen Dolch, sondern durch Eure Gegenwart."

So drang er mit seiner gutherzigen Aufrichtigkeit so lange in sie, bis sie ihm wirklich ihr Jawort gab. Die arme Giulia hatte drei Jahre vorher einen großen Verlust gehabt. Ihr Bräutigam, ein tapferer Soldat, war im Kriege fürs Vaterland gefallen. Allein Giulia's Charakter war heiter und ruhig. Sie hatte Muth gefaßt, und beschloß zu leben. Aber sie bedurfte eines ehrlichen Freundes, der selbst nicht zu viel verlangte, und der sich glücklich in ihrem Besitz fühlte, ohne eben ihre Liebe zu besitzen, und wer konnte das besser sein, als der gutherzige, starke, wohlhabende Xaver?

Mit welchem Triumphe Xaver seine Geliebte nach Florenz zurück brachte, kann man leicht denken. Alle die guten Freunde waren am Stadtthore versammelt, um ihn zu empfangen. Alberto öffnete selbst den Schlag des Wagens, stieg auf und rief: „Nun, Xaver! Mein Freund und Spießgeselle im Leben und Tode, wie geht's? Hast Du Deine schöne Braut mit Dir zurückgebracht?" — „Ja," antwortete Xaver ruhig, indem er auf Giulia zeigte — „da sitzt sie!" — Alberto verzog Nase und Ohren. — „Wie," rief er, „was sehe ich?" — „Einen sinnreichen Zug des launenhaften Glücks, Meister Alberto!" lächelte Giulia. „Mitunter spielt man unten Komödie und wird ausgezischt, während oben

eine ehrliche Seele 20000 Scudi gewinnt. Mitunter glaubt man ihn mit einem hölzernen Block zu verheirathen, und der Block verwandelt sich in ein Mädchen, das unserer hohen Person selbst den Korb gegeben. — Xaver ist Euch vielen Dank schuldig. Daß Ihr auf seine Rechnung lebtet und ihn doch entehren wolltet; — was schadet das? — Euch allein verdankt er sein Vermögen und seine Braut." —

Was Alberto hiezu antwortete, verschweigt die Geschichte. Vermuthlich hat er wieder beschlossen sich zu ersäufen, und hat es wieder ausgesetzt, wie das vorige Mal. Aber wir zweifeln sehr daran, daß die verständige Giulia dem gutherzigen Xaver erlaubt hat, ihn zu begnadigen, und ihn wieder in die alten Rechte einzusetzen.

Die Strafe nach dem Tode.

(Novelle.)

Es ist ziemlich lange her, seit ein Mann, Namens Herr Harpix, in einem Landstädtchen lebte. Er trieb allerlei Kleinhandel, und obschon er ein paar Mal fallirte, so erwarb er sich doch ein bedeutendes Vermögen. Viele meinten: ebendeswegen, weil Bankrut das einzige Spiel ist, worin man nicht verliert, wenn man mit Verstand spielt. Dadurch brachte er aber mehrere andere arme Teufel zum Bettelstabe, namentlich seinen jüngeren, Bruder Ulrich, der ihm seine kleine Erbschaft anvertraut hatte. Man wußte gar nicht, was aus dem Ulrich nachher geworden; einige meinten, ihn in einer Zigeunerbande, die die Gegend durchstreifte, gesehen zu haben. Der Bruder sagte. „Es ist, weiß Gott, sehr möglich! Ich würde ihn nicht wieder kennen, und wenn er mir vor den Augen stünde." — Und diesmal log er nicht; denn als Ulrich eines Abends, wie der ungerathene Sohn, ihn besuchte, ihn mit weinenden Augen um Barmherzigkeit flehte, und Besserung versprach, kannte Herr Harpix ihn wirklich gar nicht wieder, wies ihm die Thüre, kehrte ihm den Rücken, und drohete, ihn vor der Obrigkeit anzugeben, wenn er sich unterstehe, öfter zu kommen.

Jahn Pfeiffer, der Barbier, eine närrische gute Haut, der eine hübsche, kleine Aussteuer mit der runden Liese, des Schlächters Tochter, bekommen hatte, war auch durch Herrn Harpix ganz verarmt worden; so daß er sich jetzt mit Barbieren und Curiren erbärmlich durchschlagen mußte; denn damals gingen die Leute mit längerem Barte, und brauchten nicht so viele Arzeneien, wie jetzt. Als nun Liese noch obendrein ihrem Manne jedes Jahr einen Knaben gebar, wußte der arme Barbier zuletzt weder aus noch ein, wie er sich mit dem bloßen Rasirmesser durchhelfen sollte, und wäre er kein besserer Christ gewesen, so hätte er sich selbst damit die Kehle abgeschnitten.

Sonst war Herr Harpix ein ehrenwerther Mann, und man lobte ihn als einen guten Gesellschafter; denn er war demüthig, süß, bescheiden in That und Rede; rühmte alle Leute, mit denen er sprach, in die Augen, und gab ihnen Recht in allem, was sie behaupteten; er lud auch mitunter Gäste ein, und spielte nicht blos Bankrut, sondern auch L'hombre, Whist, Piquet; er konnte Tabak schmauchen, politisiren und Schnäpse trinken; kurz, er war ein Mann comme il faut, nach dem herrschenden Geschmacke des Landstädtchens. Denn was gingen seine Handlungen Andere an? Die Bürger des Städtchens hatten damals, wie jetzt noch, den Grundsatz: In das, was Dich nicht angeht, sollst Du Dich nicht mischen, Jeder muß seine eigne That verantworten.

Eines Abends saßen Herr Harpix und seine alte Haushälterin mit einander im Gespräche vertieft. Ein großes, eben geschlachtetes Schwein lag draußen auf dem Tische mit einem Laken bedeckt auf dem Flur. Gertrud war die Vertraute ihres Herrn, sie saß ihm gerade gegenüber, war gerührt und weinte; denn sie

ward alt, und das Essen schmeckte ihr nicht mehr so, wie in jüngeren Jahren. Sie betrachtete mit großer Aufmerksamkeit ihren Herrn, der mit großer Begierde die Leckerbissen verschlang, und sagte: „Ich begreife nicht, Herr, wie Ihr so ruhig da sitzen und mit solchem Heißhunger essen könnt, da Ihr doch so viele Sünde auf Eurem Gewissen habt.“ — „Was schwatzt Sie da wieder?“ rief Herr Harpix; „faselt Sie? Bin ich nicht gestern zu Gottes Tisch gewesen, habe meine Sünde gebeichtet und Besserung versprochen?“ — „Ja! aber das haltet Ihr nicht!“ bemerkte Gertrud. — „Woher weiß Sie das?“ rief Herr Harpix. „Seit gestern habe ich doch nichts gesündigt, das die Rede werth ist! Denn daß ich den Peter Günther mit den paar Ellen unächtgefärbtem Tuche prellte, will Sie mir doch wohl nicht zur Last rechnen? Es heißt ja im Sprichwort: Wenn der Narr feilscht, bekommt der Krämer Geld.“ — „Ja, das ist nur eine Kleinigkeit,“ versetzte Gertrud; „allein Euer Bruder Ulrich und der arme Jahn Pfeiffer, sie drücken mir aufs Gewissen.“ — „Nun,“ bemerkte Herr Harpix, „kann ich diesen Alpdruck aushalten, so kann Sie es wohl auch, hoff' ich.“ — „Sagt mir aber aufs Gewissen,“ rief Gertrud, „glaubt Ihr weder an die Hölle, noch an den Teufel?“ — „Nein, das ist nur dummer Aberglaube. Unser neuer Küster behauptet, die Hölle bestehe nur in einem schlechten Gewissen; und weil ich nun kein böses Gewissen habe.....“ — „Habt Ihr denn ein gutes?“ rief Gertrud. — „Nein,“ versetzte Herr Harpix, „das kann ich auch nicht sagen: mein Gewissen ist weder gut, noch schlecht; es hält das Gleichgewicht zwischen beiden, und das ist ja das Vernünftigste in allen Dingen.“ — „Allein,“ sprach Gertrud, „wenn Euch nun der liebe Herr Gott heute oder

morgen wegrufen sollte!" — „O," antwortete Herr Harpix mit einem abscheulichen Grinsen, „der liebe Herrgott ruft mich nicht!" — Damit wurde er ganz schwarzblau im Gesicht, saß unbeweglich, wie eine Säule, und sprach kein Wort mehr.

„Wir können doch das Schwein gar nehmen!" sprach die jetzt nicht mehr runde, sondern magre und abgeblühte Liese zu ihrem Manne, dem Barbier, mit dem sie an einem Fichtentische saß, worauf ein Stück Käse, ein Schwarzbrod und eine Flasche Dünnbier die ganze Mahlzeit ausmachte, während sechs nackte Kinder im Stroh schliefen. — „Nein, Lieschen!" rief Jahn Pfeiffer, „um Gotteswillen nicht!" — „Ei was," versetzte sie, „hat der alte Dieb mir nicht mein ganzes Eigenthum gestohlen?" — „Freilich," sagte der Barbier; „weil aber er ein Spitzbube ist, sollen wir auch dergleichen sein?" — „Von dem Geschwätz werden wir nicht satt!" — rief Liese. „Er hat mir alles geraubt, womit ich diese armen Würmer ernähren sollte. Selbst füttert er sich im Lehnstuhle mit fetten Bissen, bis er zuletzt erstickt. Er hat neulich ein großes Schwein schlachten lassen, damit können wir wenigstens acht Tage lang die armen Kindlein sättigen. Ich weiß, das Schwein liegt auf einem Tische in der Flur. Komm, Jahn Pfeiffer! zeige, daß du ein Mann und ein Vater bist! Kein Mensch sieht es. Der Wächter schläft schon auf der Kellertreppe." — „Aber Gott! Gott schläft nicht!" seufzte Jahn Pfeiffer. — „Gott weiß, daß ich nur einen sehr kleinen Theil meines Eigenthums zurücknehme," rief Liese. „Folge mir, wofern Du ein Mann bist! Ich gehe ruhig, und werde meine That am jüngsten

Gericht verantworten." — „Du bist eine liebe Seele," sagte Jahn Pfeiffer, „und ich bin eine gute Haut, und muß immer nachgeben. Für einmal will ich es hingehen lassen; wenn Du mir nur versprichst, nicht öfter Schweine da zu holen; denn Herr Harpix hat eine große Schweinerei in seinem Hause." — „Kommt Zeit, kommt Rath," sagte Liese. „Folge mir!" —

Damit gingen sie hin nach dem Hause, das etwas entfernt, durch Gartenmauern und Zäune von andern Häusern getrennt, an der Ecke lag. Die Nacht war nicht dunkel, der Wächter schlief aber.

Herr Harpix war an einem Schlagflusse gestorben. Als Gertrud lange ihren Hausherrn angestarrt hatte, und er mit großen, gebrochenen Augen wieder sie, ohne zu antworten, wurde sie plötzlich von einem panischen Schrecken ergriffen, und rief: „Der Teufel hat ihn geholt!" — Drauf lief sie hinaus, den alten Hausknecht Paul zu holen. Sie schüttelten den Todten gewaltig, Paul steckte ihm ein Stück Speck in den Mund, goß ihm ein Glas Branntewein in die Kehle hinunter; es half aber alles nicht, und sie überzeugten sich bald vollends davon, daß Herr Harpix wirklich gestorben sei.

Jetzt nahmen sie also das Schwein draußen vom Tische in der Flur, und legten die Leiche dahin, mit demselbigen Laken überdeckt, welches über dem Schwein gelegen hatte. Gertrud eilte hin zum Verwalter, wo sie wußte, daß der Prediger und Küster in Gesellschaft waren, um die Todeskunde zu bringen. Paul mußte bei der Leiche wachen.

Paul war ein ehrlicher Kerl, hatte aber den einzigen Fehler,

daß er mitunter zu tief ins Glas guckte. Heute Abend hatte er auch einen solchen Rausch; kein Wunder, daß seine Einbildungskraft in der traurigen Leichenhalle zu wirken anfing, und ihm allerlei Greuelbilder vorgaukelte. Er kannte nicht die Hölle aus Dante's göttlicher Comödie, noch das jüngste Gericht aus Michael Angelo's großem Bilde im Vatican; er localisirte sich aber alles auf seine Weise. So erschien ihm der Beelzebub als Amtmann mit Allongeperücke, im schwarzen Mantel, mit einem Protocoll unter dem Arm, und mit einem Hammer in der Hand. Ihm folgten verschiedene Höllenbrödel mit Hornlaternen und Mistgabeln. Beelzebub setzte sich zum Tische, und hielt Versteigerung über alle Gliedmaßen des Verstorbenen. Und jetzt sah Paul erstaunt, wie einer den Bauch kaufte, der überaus groß und sehr theuer war, ein zweiter das Herz, das überaus klein und sehr wohlfeil war. Die Lungen waren am allertheuersten. „Denn," sagte der Teufel, „die können wir drunten zu Blasebalgen brauchen." — Jedesmal, wenn ein Kauf gemacht wurde, schlug der Satan mit dem Hammer auf den Tisch, so daß das Haus erzitterte; und kaum hatte ein Höllenbrödel sein Glied mit harten, blanken Thalern bezahlt, als er zur Bahre hinging, und in die Leiche mit seiner Mistgabel stach, um seine Kaufwaare zu nehmen. So fuhren sie fort, bis alles verkauft war, nur das Gehirn nicht, worauf niemand bieten wollte, so daß der Teufel genöthigt ward, dem dümmsten Höllenbrödel ein Präsent damit zu machen. Zu guterletzt schlug er so stark mit dem Hammer auf den Tisch, daß das Licht aus dem Leuchter heraus fiel und erlöschte. Es ward stockdunkel auf dem Flur, ein erstaunliches Getöse ließ sich hören, ein blaues Licht flammte. Paul stürzte betäubt zur Erde, und

sah zwei stille Gestalten hineintreten, die schnell die Leichenbahre aufhoben, und damit von dannen gingen.

Das Letzte dieser Vision war nicht Einbildung; denn Jahn Pfeiffer und seine Frau Liese traten wirklich im Mondschein in den Flur herein, eben wie das Licht aus dem Leuchter herausgefallen und erlöscht war, und gingen mit der Leiche wieder ab, in der Meinung, das geschlachtete Schwein bekommen zu haben.

Als Paul sich wieder gesammelt hatte, schlug er Feuer, zündete das Licht, und als er Herrn Harpix nicht mehr auf dem Flur fand, sagte er resignirt: „Ja, das ist richtig! Der Teufel hat ihn geholt.“ Drauf ging er in die Wohnstube hinein, nahm das Schwein, welches sie in der Verworrenheit auf des Verstorbenen Bett geworfen hatten, legte es auf den Tisch, wo die Versteigerung gehalten war, breitete ein anderes Laken darüber, setzte das Licht in eine Schaale mit Wasser, damit es keinen Schaden thue, und sagte drauf: „Ueber ein Schwein braucht man nicht zu wachen.“ Damit ging er zu Bette.

Gertrud war indeß zum Verwalter hingekommen; er hatte, wie gesagt, Gäste; der Pastor und der Küster waren auch da. Von diesen war der Küster am besten gelitten, weil er mehr in ihrer Art war, und sich bei den Leuten einzuschmeicheln wußte, auch bei weitem nicht so streng in seinen Grundsätzen wie der Prediger war. Als nun Gertrud das geschehene Unglück mit weinenden Augen erzählt hatte, wurden sie alle sehr gerührt; sie saßen nehmlich beim Punschnapf, und halbberauschte Menschen mögen ebenso gern weinen als lachen. — „Es war doch eine liebe Seele!“

sagte der Eine. — „Wir finden seines Gleichen nicht so bald wieder!“ sagte der Zweite. — „Alle Welt machte sich über den armen Teufel her!“ sagte der Dritte. — „Ein gar lieber Gesell!“ bemerkte der Verwalter. — „Wir haben oft im Bret zusammengespielt,“ fing der Erste wieder an. — „Wir haben manche Flasche zusammen ausgeleert,“ sagte der Küster. Nur der Pastor schwieg. — „Ja, der Herr Pastor wird ihm da hoffentlich eine Leichenrede halten,“ sagte der Verwalter. — „Nein, wahrhaftig, das werde ich nicht,“ erwiederte der Prediger, Hut und Stock nehmend. „Ich weiß nichts Gutes von ihm zu sagen, und einem Menschen seine Laster als Leiche vorzuwerfen, ist gar zu spät. Hat er gesündigt, so mag er es jetzt verantworten. Gott sei seiner Seele gnädig!“ Damit wünschte er ihnen allen gute Nacht, und ging nach Hause.

Als er weg war, umgaben sie alle den Küster und sagten: „Das ist ein gefühlloser, harter Mann, dieser Herr Pastor. Hör' mal, Brüderchen! Du predigst im Grunde eben so gut, wie er! Was meinst Du? Wollen wir noch heute Abend den seligen Freund in der Leichenstube besuchen? Und willst Du ihm stante pede eine Rede halten? Denn so viel hast Du doch noch nicht getrunken, da Du ja sehr gut auf den Beinen stehen kannst.“ — „O,“ antwortete der Küster, „was das betrifft, so predige ich nie besser, als wenn ich einen Rausch habe; denn dann kommt der Geist über mich.“ — „Du sollst es nicht umsonst gethan haben,“ rief der Verwalter; „wir wollen zusammenschießen; Du hast Dir lange ein Paar neue schwarze, tuchne Hosen und einen neuen Hut gewünscht! Das sollst Du kriegen.“ — „Nun,“ sprach der Küster, „ich fühle mich eben aufgelegt.“ — Sie gingen zum Leichenzimmer.

Gertrud schloß ihnen die Thüre auf, sie fanden das Licht brennend in der Wasserschaale. „Der arme Paul!“ sagte sie, „ist zu Bette gegangen; er hat sich nicht getraut, allein bei der Leiche zu wachen. Ich sehe aber doch, daß der Kerl so vernünftig gewesen ist, unsern seligen Herrn aus dem Schweintroge herauszunehmen, und auf den Tisch hinzulegen. Das schickte sich auch besser. Wollen Sie ihn sehn, meine Herrn? Er sieht freilich garstig blau aus im Gesicht, denn er ist an einem Schlagflusse gestorben.“ — „Nein, wir wollen ihn nicht sehen!“ riefen die Gäste. Es war Mitternacht, die Nachtluft hatte sie auf dem Wege etwas abgekühlt, und sie fühlten einen heimlichen Schauer.

Der Küster trat aber heiter hin vor den Tisch, wo der Todte lag, räusperte sich und sprach folgendermaßen:

„Bei diesem Tische, andächtige Zuhörer! haben wir manches liebe Mal gesessen, und haben manche gute Flasche Wein mit diesem Seligen ausgeleert, der jetzt da liegt und die Nase in die Höhe kehrt. Und er war doch der gesundeste, rüstigste, fetteste unter uns allen. So hat denn das Sprichwort ganz recht, wenn es sagt: heute roth, morgen todt. — Was nun des Seligen Leichnam, oder äußern Corpus betrifft, so war er freilich keiner der schönsten Leute: es gibt aber welche, die noch garstiger sind. Die kleinen Augen standen ihm freilich etwas schläfrig in den Kopf gepflanzt; er hatte es aber dick hinter den Ohren, und mischte sich in alles. Die Haare standen ihm zwar zu Berge, weil er nicht coquet und keine lange Toilette machte; der Bauch schlänkerte ihm aber gravitätisch zu den Beinen herunter, als ob er ein Bürgermeister gewesen wäre. Er war nicht von vielen Worten, und

man beschuldigte ihn sogar, daß er etwas Grunzendes in seiner Stimme habe; auch wiederholte er vielleicht gar zu oft dieselben Gedanken und Meinungen; er war aber ein stiller, gesetzter und untersetzter Mann, ohne Schwärmerei und idealische Ueberspannung, geduldig und besonnen, der nur laut schrie, wenn er das Messer auf der Kehle fühlte; was man ihm nicht verdenken konnte. Unternehmend war er auch, und schämte sich nicht, oft da zu suchen und zu erwerben, wo vielleicht ein Anderer hundert Bedenklichkeiten gehabt haben würde. Deshalb ward er auch gesegnet, und gedeihte täglich mehr, bis er endlich eben seiner gar zu großen Gesundheit wegen des schnellen, schmerzlosen Todes starb; wovor der Himmel uns andere bewahren möge. Einige behaupten, daß er etwas Unmenschliches in seinem Wesen gehabt habe; das waren aber seine Feinde und Neider, die ihn verkannten. Jetzt ist er todt! Und könnten wir ihn durchschauen, so würden wir in seinem innersten Eingeweide viel Aehnlichkeit mit den herrlichsten Menschen finden, die je auf der Welt gelebt haben. Leb' wohl, herzliches Brüderchen! Könntest Du aus dem Todtenreiche zurückschauen, es würde Dir das Herz schmelzen, Deine alten Zechbrüder und Gesellen, die mit Dir so oft gejauchzt und getobt haben, hier um Deine Bahre zu sehen, die Hände gefaltet und Thränen in den Augen. Sie lieben Dich noch sehr, und haben mir einen neuen Hut und ein paar tuchne Hosen versprochen, wenn ich Dir eine Leichenrede halten wollte. Und das habe ich jetzt gethan, und hoffe, daß wir Alle gegenseitig damit vergnügt sein können. Amen!" —

Wie er so sprach, glitt das Laken vom Tisch hinunter, und alle Gegenwärtige entdeckten das geschlachtete Schwein. Ein un=

geheures Gelächter entstand, und sie fielen mit Spottreden über den armseligen Küster her. Er wurde zuletzt ungehalten und rief: „Ich habe kein Wort gelogen, es paßt alles auf den Gegenstand, wie gegossen; meinen neuen Hut und die schwarztuchenen Hosen habe ich verdient.“ — „Das hast Du,“ riefen sie, „denn ein Schwein war er, und als ein Schwein hast Du ihn gerühmt.“ Damit gingen sie lachend und polternd von dannen, ohne sich um den Zusammenhang zu bekümmern, und ließen die betrübte Gertrud in der Leichenstube allein.

Unterdessen waren Jahn Pfeiffer und die beherzte Liese glücklich mit ihrer Beute nach Hause gekommen, und setzten die Bahre in die leere Küche. Liese nahm die Axt, stellte den Haublock zurecht, und sagte zu Jahn: „Nimm mir nur das Schwein, und leg' es auf den Block; dann will ich gleich das Fleisch in Stücken hauen und einsalzen!“ Somit riß sie das Laken weg. Staunten aber der Küster und sein Gefolge, als sie ein Schwein statt des Herrn Harpix fanden, so wunderten sich Liese und Jahn Pfeiffer noch mehr, als sie Herrn Harpix statt des Schweines da sahen. Sie konnten vor Entsetzen kein Wort reden; denn die Leiche lag da im grünen Schlafrocke, mit der Nachtmütze auf dem Kopfe, Pantoffeln an den Füßen, ganz schwarzblau im Gesichte, und starrte sie mit gebrochnen Augen an.

Als sie sich etwas erholt hatten, sagte Liese: „Hier kann er nicht bleiben! Fort mit ihm! Eile! Wo sollen wir ihn hintragen?“ — „Wir wollen ihn an die Thüre des französischen Perückenmachers hinstellen!“ meinte Jahn Pfeiffer; „der ist so

mein guter Freund nicht, er fällt mir immer in mein Privilegium, und barbiert die Leute, wenn er ihnen nur die Haare kräuseln sollte." — Sie sputeten sich jetzt, und trugen die Leiche zur Thüre des Perückenmachers. Jahn Pfeiffer stellte Herrn Harpix aufrecht an die Wand. Liese lief nach Hause, Jahn aber, der neugieriger Natur war, verbarg sich etwas entfernt in einem Winkel, um den Ausgang der Sache zu sehen.

Der Perückenmacher, Monsieur Narciß, war diesen Abend auch in Gesellschaft gewesen, und hatte auch einen Haarbeutel bekommen. Er war ein hagerer, schwarzbrauner, ältlicher Franzose, der viele Jahre als Soldat gedient, und nach dem Frieden sich hier in diesem Städtchen niedergelassen hatte, wo er das Friseurhandwerk trieb, und ein junges, hübsches, wohlhabendes Mädchen geheirathet hatte, die ihn — mit oder ohne Grund — sehr eifersüchtig machte.

Als nun Monsieur Narciß mit seinem spanischen Rohre in der Hand so zierlich, als es ihm sein Rausch erlaubte, über die großen Steine des schlechten Pflasters hüpfte, um nicht seine weißen Strümpfe schmutzig zu machen, und als er Herrn Harpix bei der Thüre im Negligee aufgestellt sah, glaubte er, es sei ein beglückter Liebhaber, der seine Abwesenheit bei der Frau benutzt habe. Das Champagnerblut kochte ihm schon in allen Adern, er stieß das Wort aus, dessen sich ungezogene Franzosen gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten bedienen, und rief: „Ah Suzon! misérable créature! N'as tu pas plus de goût, que de préférer un tel monstre, à un homme comme il faut, que ton propre epoux? Mais attends, vieux gaillard, je te paierai le compte!" Und ohne dem Galan Zeit zur Flucht

zu lassen, fiel er über ihn her, wie der Falk über die Taube, und prügelte ihn, bis der Leichnam vor seine Füße hinfiel.

Kaum hatte Monsieur Narciß entdeckt, daß der Mann todt war, als er so weiß im Gesicht, wie sein eigner Rock wurde, weil er glaubte, daß er ihn ermordet habe. Er stand lange unschlüssig, kratzte sich mit dem Kamm in den Kopf und wiederholte: „Que faire?“ Weil er aber, wie alle Franzosen, présence d'esprit hatte, so nahm er schnell die Leiche auf den Rücken, und schleppte sie hin ins Beinhaus der alten gothischen Kirche, die ziemlich weit entfernt lag. Drauf eilte er in aller Schnelle nach Hause, entkleidete sich, und legte sich seiner Frau, die im tiefen Schlummer lag, zur Seite.

Nun traf es sich in selbiger Nacht, daß die Zigeunerbande, mit den sich Herrn Harpixens Bruder Ulrich verbunden hatte, eben in der Nähe im Walde hauste. Ulrich war Zigeunerhäuptling geworden. Sie waren in Deutschland, Ungarn und Italien weit umher gewesen; allein der Trieb, seinen Geburtsort wieder zu sehen, wirkt auch auf ein verdorbenes Gemüth; und was noch stärker war: die Lust, sich an seinem unbarmherzigen Bruder zu rächen, trieb Ulrich, nach mehrjähriger Abwesenheit, nach seiner Heimath zurück. Er war jetzt ein vollkommener Zigeuner geworden, hatte Gelegenheit gehabt, Muth und Tapferkeit zu zeigen, war von seinen Leuten, die ihm blind gehorchten, angebetet, und zwei der schönsten Mädchen des Haufens waren seine Weiber.

Die Zigeuner hatten einige Katzen gefangen, welche sie im

Walde brieten, und sich damit, bei einigen Flaschen Brannte-wein, gütlich thaten. Als sie alle lustig geworden waren, rief Ulrich: „Wohlan, Kameraden! jetzt laßt uns nach meines Bruders Haus gehen, und so stark an die Thüre klopfen, daß es ihm schwarz vor den Augen wird. Nehmt Feuerstahl, Schwamm und Schwefelfaden mit, und laßt den rothen Hahn, eh der Tag graut, auf des Bösewichts Dache krähen."

Ein einstimmiges Zeter mordjo! bezeugte, daß alle des Häuptlings Wunsch beifielen. Drauf schlich er sich mit einigen Auserwählten nach dem Städtchen, und versprach den Zurückgebliebenen, daß er ihre Augen bald mit einem prächtigen Feuerwerke ergötzen wolle.

Als sie nach der Kirche kamen, und Ulrichs Blicke auf die rothe, hohe Kirchenwand fielen, und auf das goldene Kreuz, das droben an der Thurmspitze im Mondscheine glänzte, ward es ihm ganz eng ums Herz, und die Thränen traten ihm ins Auge; doch dies milde Gefühl mußte bald seinem rachgierigen Zorne weichen. Er ging auf den Kirchhof hin und betrachtete seiner Aeltern Leichensteine, die zerborsten und ganz mit Gras und Unkraut überwachsen waren. — „Hier liegen sie!" rief er weinend, „und der Hund hat nicht einmal so viel Herz im Leibe, unserer Aeltern Ruhestätte zu hegen und in Ordnung zu halten."

Als die Zigeuner hörten, daß die Aeltern ihres Hauptmanns hier begraben lagen, waren gleich alle Hände beschäftigt. Sie rissen das Unkraut weg, säuberten den Stein, kratzten mit ihren Nägeln die Erde aus den Buchstaben heraus, rissen Blumenbäume aus den Nachbargräbern, pflanzten sie um das Grab seiner Aeltern; und bald stand das Grabmal zierlich da und sorg-

fältig geputzt. Indeß öffnete Ulrich die Kirchenthüre mit einem Diebschlüssel, und ging hinein. Er betrachtete den Taufstein, wo er getauft war, trat hin auf die Stelle, wo der Pastor ihn confirmirt hatte, während ihm die Thränen die Backen herab ließen. „Hier hätte ich ein ehrlicher Kerl werden, und glücklich mit meiner Familie leben können,“ rief er; „wäre der Schurke nicht gewesen. Rache! Rache!“

Drauf stürzte er zur Kirche hinaus und rief seine Spießgesellen, um des Bruders Haus anzuzünden. Er fand sie im Beinhause, voll Verwunderung eine Leiche umringend; er näherte sich, stutzte, erkannte gleich seinen Bruder, brach in ein gräßliches Gelächter aus und rief: „Beim gerechten Gott, er ist's! Der Teufel hat ihn geholt. Jetzt bin ich sein Erbe! Schlafrock, Nachtmütze und Pantoffeln sind meine; die werde ich in Triumph meiner Mirza und meiner Sale bringen; aber sein Leichnam gehört dem Galgen! Den hat er, während er lebte, ehrlich verdient; und nach dem Tode sollen ja die guten Thaten belohnt werden. Warum sollte auch das dreibeinigte Thier draußen auf dem Felde im Mondscheine ohne Reiter stehen? Bringt ihn zum Todtenpferde, und bindet ihn mit Hanf unter dessen Bauch; doch so, daß er nicht herunter fällt! denn er war immer ein guter Kriecher, aber ein schlechter Reiter.“

Kaum war das gesagt, so beraubten die Zigeuner Herrn Harpix seiner Nachtmütze, des Schlafrocks und der Pantoffeln, mit welcher Beute Ulrich zu seinen Frauen im Walde eilte, während die Andern Herrn Harpix an den leeren Galgen außerhalb der Stadt hinauf hängten. Als Jahn Pfeiffer, der bei der ganzen Begebenheit ein unsichtbarer Zuschauer gewesen, nun endlich

Herrn Harpix an seinem eigentlichen Bestimmungsorte angelangt sah, schlich er sich nach Hause, und erzählte seiner Liese die ganze Geschichte.

Nächsten Morgen waren die Zigeuner verschwunden, und Herr Harpix hing am Galgen. Es trat aber bei dieser Gelegenheit noch eine seltsame Begebenheit ein.

Ein Busenfreund des Herrn Harpix, Herr Tang, der fünf Meilen von ihm entfernt wohnte, ritt eben nach dem Städtchen, um seinen eigenen Geburtstag bei dem Freunde zu feiern. Als er nun, um nicht von der Hitze zu leiden, früh morgens ankam, und einen Sünder am Galgen baumeln sah, konnte er sich nicht die unschuldige Freude versagen, dahin zu reiten, um den Hingerichteten in der Nähe zu sehen; denn solche Schauspiele hatten für Herrn Tang immer etwas sehr Anziehendes. Er ging nie in Comödie; denn er verachtete solche Gaukeleien, wie er sie nannte, und von Tragödien sagte er, daß man Jammer, Elend und Gewissensbisse genug zu Hause habe, um nicht obendrein noch Geld dafür zu geben, solche Unglücksfälle dargestellt zu sehen. Dagegen versäumte er nie eine gute Hinrichtung, ja er nahm sogar seine kleinen Kinder mit dahin, denn das härtet sie ab, sagte er, und erweitert ihre psychologischen Kenntnisse.

Das Pferd war klüger, als der Herr, denn es wollte nicht dahin, wurde scheu, und machte Seitensprünge, so daß Herr Tang genöthigt war, es an einen Baum zu binden und zu Fuß übers Feld zu wandern. Man denke sich aber sein Entsetzen, als er dem Galgen nahe kam, und den ehrenwerthen Mann, Herrn Harpix, seinen Busenfreund und Theilnehmer an allen Spitzbü-

bereien, am Galgen baumeln sah! „So ist denn jetzt alles entdeckt!“ rief er; und zerriß seine Kleider, obschon er kein Jude war. „So bin ich nun verkauft und verrathen! Schweigen konnte das alte Plappermaul nicht, es war ein malitiöser Mensch, und mußte er hängen, so war gewiß sein einziger Trost, daß ich ihm Gesellschaft leisten sollte. Verdammt, daß mich mein gutes Herz dazu verführte, den falschen Eid abzulegen, und daß ich die alte Scheune abbrennen sollte, die so gut assecurirt war. Nun werden sie mich für einen Meineidigen und einen Mordbrenner ausschelten, denn die Gerichtsleute sind grob, wie Bohnenstroh, das weiß ich schon zum voraus. Gefängniß, Verhör, Folterbank, Todesurtheil warten meiner. Das ist eine schöne Art, seinen Geburtstag zu feiern. Nun, so will ich denn lieber gleich in Gottes Namen selbst alles abmachen, um nicht in die Hände der Justiz zu fallen. Selbst gethan ist wohlgethan!“ Mit diesen Worten löste er sein Strumpfband vom Knie los, machte eine Schlinge daran, und henkte sich selbst an einen Weidenbaum, unweit des Galgens, seinem Busenfreunde gerade gegenüber.

Kein Mensch konnte begreifen, wie das zugegangen wäre, und wie zwei solche Biedermänner, wie Herr Harpix und Herr Tang, die man noch keines Verbrechens juridisch hatte überführen können, gehangen wären; besonders Herr Harpix an einem ordentlichen Galgen! Denn daß Herr Tang an einer Trauerweide ihm zur Seite hing, war mehr romantisch, und konnte von einer bizarren Liebhaberei, oder englischem Spleen hergeleitet sein, um das Schicksal seines Freundes zu theilen. Man führte mehrere

Bayerische Staatsbibliothek München

Beispiele an, als Jonathan und David, Damon und Pythias, Pylades und Orestes, und sagte: „Jetzt könne man doch sehen, daß die Tugenden der Freundschaft und der Selbstaufopferung noch nicht aufgehört, oder abgekühlt wären, daß vielmehr die Helden der jetzigen Zeit die Helden der Vorzeit überträfen; denn jene theilten nur die Ehre, diese sogar die Schande mit einander."

„Ich gäbe hundert Thaler dazu," sagte der alte, reiche Oberst am nächsten Morgen, als ihn Jahn Pfeiffer barbierte, „wenn ich den richtigen Zusammenhang dieser wunderbaren Geschichte wüßte." — „Ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann," rief Jahn Pfeiffer, „wenn Euer Gnaden mir die hundert Thaler, und dann noch Ihr Ehrenwort geben, mich nicht zu verrathen, dann sollen Sie alles erfahren. Ich bin so unschuldig, wie ein Schaaf!" — Er erzählte ihm drauf das ganze Abenteuer der verwichenen Nacht. Der alte Oberst wunderte sich über die Maßen, lachte, hatte Mitleid mit dem armen Barbier, gab ihm die versprochenen hundert Thaler, und Jahn Pfeiffer lief vergnügt damit zu seinem Weibe.

Nachher, als Herrn Harpix Nachlassenschaft verkauft wurde, bekam auch Liese ihre Aussteuer wieder, und ward nach kurzer Zeit wieder rund und blühend. Die Kinder schliefen nicht mehr im Stroh; man sah sie alle Morgen rothbackig und lustig mit den Schulbüchern, in einem Riemen geschnallt, aus dem Hause gehen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Oehlenschläger, Adam Gottlob,

Adam Oehlenschläger's Schriften

Bd.: 16

Breslau 1830

Bibl.Mont. 766-16
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10713715-0